Marcus Ehrenpreis

Propheten und Gottesmänner

DER HEINE-BUND
Eine jüdische Buchgemeinde
Berlin W 57, Pallasstraße 10/11

MARCUS EHRENPREIS

PROPHETEN UND GOTTESMÄNNER

Visionen

Mit acht Bildtafeln

1930

DER HEINE-BUND / BERLIN

Nach dem schwedischen 1929 in Stockholm erschienenen Original (betitelt „Die Erbauer Israels". Von Moses bis Esra) vom Verfasser in deutscher Sprache bearbeitet und ergänzt. Copyright by the Welt-Verlag, 1930

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Old Testament

THEODOR UND MIRJAM

seien diese Blätter zugeeignet, die von meinen geistigen Vätern, meinen unsichtbaren Begleitern durchs Leben, erzählen. Oft schwebten ihre Schatten durch den Raum, doch Ihr sahet sie nicht. Oft rief ihre Stimme aus der Ferne, doch Ihr hörtet sie nicht. Oft stützten sie mich in schweren Stunden, doch Ihr ahntet es nicht.

Für Euch, meine Teueren, für unsere Zeit, versuchte ich mit meiner geringen Kraft diese verblaßten Gestalten lebendig zu machen, die allen Zeiten angehören. Die Botschaft, die sie ihrer Zeit gebracht, ist auch eine Botschaft an uns Heutige. Sie haben Israel gebaut, aber auch den Grund gelegt zu der geistigen Welt, die unser gemeinsames Heim ist. Die erwachenden Juden von heute müssen wieder den Weg zu ihnen finden in dieser Stunde der Entscheidungen, da wir neuen Zielen entgegengehen.

Ich habe diese Gottesmänner gezeichnet so wie sie in mir lebendig geworden; sie sind meine Visionen. Aus unzusammenhängenden Schriftfragmenten und dunklen Andeutungen sind sie vor meinen inneren Blick getreten. Mählich stiegen sie aus toten Buchrollen hervor, bis sie zu lebenden, leidenden Menschen wurden, zu Menschen von Fleisch und Blut. Ich fühlte ihre körperhafte Nähe. Sie gaben mir Antwort auf meine Fragen.

Gleich Jeremia schwebt unsere Generation mitten im Weltenraume und fragt nach dem rechten Pfade: „Wo ist der Weg des Guten?" Schwer lastet auf uns die Not der Zeit, die innere nicht weniger als die äußere, und leidenschaftlich suchen wir festen Boden unter den Füßen.

Mögen Israels Propheten und Gottesmänner unsere Führer sein. Sie standen den Urquellen des Seins näher als wir anderen. Vor ihnen lag Israels Weg durch die Zeiten klarer als vor uns anderen. Sie haben die Kraft, Selbstvertrauen zu schenken verzagten Herzen. Mögen sie Euch leiten, so wie sie mich geleitet!

MOSE

Der Gründer Israels

Auf der Höhe Nebos steht ein einsames Zelt, das Josua, Nuns Sohn, aufgeschlagen für seinen sterbenden Meister. Drinnen im Zelte sitzt Mose, auf einem erhöhten Platze, den Blick nach Westen gerichtet. Zu seinen Füßen sitzt Josua, demütig wartend auf den Ruf des Meisters. Heilige Stille ist über dem Zelt gebreitet. Keiner außer Josua weilt in der Nähe des Sterbenden. Mose wendet sein Antlitz weg von Westen, er blickt lange forschend auf den Jünger Josua, dann spricht er leise zu ihm.

Komm näher, mein Sohn, ich will meine Hand auf dein Haupt legen, so wie der Herr mir befohlen. Mein Ende naht, und ich habe dir vieles zu sagen. Bald werde ich die Schwelle überschritten haben, die zur Ewigkeit führt. Einsam wirst du dann vor dem Volke stehen, einsam auf der Stelle, auf der ich lange und schwere Jahre hindurch gestanden. Zum letzten Male hörst du meine Stimme, Josua! Zum letzten Male ruht dein fragender Blick auf mir, zum letzten Male kann ich dir Antwort geben. Heilig ist diese Stunde, da meine Seele sich von den Fesseln des Körpers löst. Klar liegt

jetzt vor meinem inneren Blick der Weg, den ich gegangen. Ahnend sehe ich auch den Weg, den du gehen wirst. Ehe wir scheiden, will ich dir die Verborgenheiten meines Lebens enthüllen. Wenn mein Weg, mit seinem Licht und Schatten, sich vor deinem Blicke aufgetan, denke dann an den Weg, der dir bevorsteht.

Weit, weit liegt meine Kindheit hinter mir. Sie war schmerzerfüllt und reich. Ich war der Sohn zweier Mütter, und zwei entgegengesetzte Welten rangen in meiner Brust von allem Anbeginn. Zwei Stimmen riefen in mir: bald war es die Stimme des Blutes, bald die des Lebens. Die eine Mutter, die mir das Leben gegeben, wiegte mich in Schlaf mit alten hebräischen Liedern aus dem Lande Kanaan. Sie sang von Urvätern, die den Ruf eines unsichtbaren Gottes vernommen, der geheiligte Gebote in ihr Herz gepflanzt. Sie sang von wandernden Stämmen, die zu wunderbarer Höhe hinaufwuchsen; und sie flüsterte Klagen in mein Ohr, über Gewalt und Grausamkeit und bittere Not. Meine andere Mutter, die mich zum Manne erzogen, erzählte mir vom Leben allmächtiger Götter und von Heldentaten großer Könige. Sie lehrte mich ungeheuerliche Göttergestalten anbeten, und ließ mich in die geheime Welt priesterlicher Zauberwerke einweihen. Ein Doppelleben lebte ich in den Jahren des Wachsens, das voll von Spannung und innerem Kampf war. In einsamen Tempeln, die sich mitten in der grenzenlosen Wüste erheben, in der Sonnenstadt, in Memphis, in Theben, taten sich mir die verborgenen Welten hochthronender Götter auf. Traumumwoben waren die Jahre meiner Jugend, und

oft weilte mein Geist im todesumschatteten Reiche Osiris'.

Doch in den Nächten kam eine dunkle Kraft über mich und zog mich weit weg vom königlichen Palaste und von den allmächtigen Göttern. Da erwachte in meinem Innern der unsagbar süße Gesang meiner ersten Mutter, das Lied von einem Gott, der keine Gestalt hat, nicht die des Tieres und nicht die des Menschen, dem unsichtbaren Gott, der überall ist — dem Einzigen. Ich schwebte zwischen der Welt meiner Tage und der Welt meiner Nächte, der Welt meiner Wirklichkeit und der Welt meiner Träume. Mein wirkliches Auge sah ein machtvoll schaffendes Volk, ein Land strotzend von Kraft und Tatendrang, Könige, die den Nil in sein Bett zwangen, die Tempel für die Ewigkeit bauten, und ihren Fuß auf den Nacken der Völker setzten. Kriegslust und Siegesrausch war die Luft, die ich atmete, Tapferkeit und Grausamkeit waren die Tugenden, die man mich lehrte. Doch des Nachts kam Mutter Jochebed an mein stilles Lager und sang von einem Volke ohne Heldentaten, ohne Siegesrausch und ohne gewaltige Tempel: ein einsam wanderndes Volk, ein Volk von Sklaven, genährt von Schmerzen. Sie sprach zu mir von frommer Duldung und vom Glauben an den Unsichtbaren, welcher unseren Kampf kämpft. Sie sprach zu mir von großen Gestalten unserer Vorzeit, den Vorbildern unserer Taten und den Lehrern unserer Tugend, und sie sagte zu mir: Sei gottgläubig wie Abraham, sei mild wie Isaak, sei weise wie Jakob.

Eines Tages wurde mir Klarheit über meine Herkunft. Meine Schwester Mirjam, eine Seherin, wurde das lebende Glied, durch welches die zerrissene Kette zwischen mir und den Meinen wieder zusammengefügt wurde. Sie hatte mich lange gesucht, lange die Stunde ersehnt, sich mir unbewacht nähern zu können. Sie kam an mich heran, als uns keines sah, unhörbar wie ein Sendbote vom Himmel, und flüsterte mir ins Ohr: Mose, ich bin deine Schwester, unser Vater ist Amram vom Stamme Levi, unsere Mutter ist Jochebed, die dich gesäugt hat.

Ich fragte nicht nach Beweisen. Als ich ihr in die Augen sah, ihre Stimme hörte, den Hauch ihres Mundes einatmete, da wußte ich, daß sie und ich durch geheiligte Bande des Blutes untrennbar zueinander gehörten. Ich fühlte mit einem Male jene Ahnungen, die meinen Sinn seit meiner Kindheit erfüllten, Wahrheit werden. Jetzt ward es mir zur Gewißheit: ich war ein Hebräer, ich war der Sohn Amrams und Jochebeds, ein Sproß vom Stamme Levi.

Ich bin ein anderer geworden seit jener Stunde, ein anderes erfüllte mein Sinnen und drängte ans Licht. Ich begann mich als Fremder zu fühlen in der Welt der Götter, der Priester und der mächtigen Pharaonen. Äußerlich lebte ich weiter im Palaste an der Seite meiner Mutter, doch meine Seele war weit weg, ganz und gar bei den Meinen. Und dann kam Mirjam wieder zu mir: Mose, sagte sie, verlasse dein Heim und deine Welt und komm zu uns. Dort ist dein Platz. Wir ertragen es nicht länger, wir gehen unter! Der letzte Funke

menschlichen Fühlens ist im Begriffe zu erlöschen. Das reine Leben von einst und die lichtvollen Erinnerungen von Kanaan sind weggewischt. Der Bund Gottes mit unseren Vorfahren wird mit Füßen getreten. Du mußt kommen, Mose. Komm, rette uns, rette dich! Du bist der einzige, der retten kann.

Josua, es war ein Engel in Menschengestalt, der an jenem Tage durch den Mund Mirjams zu mir gesprochen. Ihr allein habe ich zu danken, daß ich früh und ohne Umwege den Weg betreten, der mein war. Sie hat mich geweckt und mir den Platz gewiesen, für den mich Gottes Wille bestimmt. Es war zwingende Macht in ihrem Worte, und ich zögerte nicht, ihrem Rufe zu folgen. Es war der Ruf des Blutes, es war der Ruf Gottes!

Ich erhob mich eines Tages und riß mit starker Hand mein junges Leben entzwei. Ich warf von mir alles, was verflossen, ich verließ meine Mutter und mein Heim, den glanzumstrahlten Hof und die geheimnisvollen Tempel, und begab mich hinaus nach Gosen, zu meinen Brüdern.

Entsetzliche Bilder boten sich in den Frongebieten meinen Blicken, und sie haben sich tief eingegraben in meine Seele bis auf den heutigen Tag. Ich sah rund um mich rohe, gewaltsame, unsäglich grausame Menschen, mit Herzen von Stein. Alle diese Menschen schienen mir nicht wert, sich auf Gottes Erde zu bewegen; ich schämte mich in meinem tiefsten Innern, Mensch zu sein gleich diesen. Noch grauenhafter aber war der Anblick meiner Brüder, der Hebräer. Das war kein Volk,

kein Stamm, keine Familie. Es war eine auseinandergesprengte Horde versklavter, scheuer, hündischer Menschen, mit gebeugten Nacken und gebeugten Seelen. Menschen, die erzogen wurden mit der Peitsche, die Angst atmen, die sich im Staube wälzen vor ihren Plagern, winselnd um ihr elendes Leben. Verzweiflung erfüllte mich bei ihrem Anblick. Sollte ich aus diesen Menschenfetzen ein Volk schaffen? Sollte ich diese gebeugten Nacken aufrichten, diese gefesselten Seelen freimachen? Ich sträubte mich dagegen, ihr Bruder zu sein. Verachtung und Mitleid mit den Unglückseligen kämpften in meinem Innern. Doch Mirjams Ruf klang in meinen Ohren: Du bist der Retter, der einzige, der retten kann!

Ich überwand mich, ich machte mich hart wie Stahl, und ging hinaus, um zu retten. Ein schwarzer Schatten fiel auf meinen Weg von allem Anbeginn: Ich besudelte meine Hände mit Menschenblut. Gleich bei meiner ersten Wanderung über die Frongebiete, sah ich wie ein ägyptischer Aufseher einen alten Hebräer, der unter dem Joche seiner Arbeit schier zusammengebrochen war, mit tierischer Wildheit mißhandelte: blutüberströmt fiel der alte Mann zu Boden. Namenloser Zorn übermannte mich. Ich stürzte mich über den Missetäter und schlug ihn nieder.

Josua, mein teurer Sohn, es drängt mich, heute vor dir diese Untat zu bekennen. Der Gewaltmensch hatte die Strafe verdient, er hatte kein Recht zu leben. Doch nicht ich durfte meine reinen Hände mit seinem Blute beflecken, nicht durfte dieser Schatten auf

meinen schweren Weg fallen, der emporführen sollte zu Reinheit und Heiligkeit. Dein Meister, der gottgesandte Retter, der vom Sinai rufen sollte das Gebot Gottes: Töte nicht! — ich durfte nicht mit eigener Hand das Lebenslicht eines Menschenbruders auslöschen. Nicht Angst vor Strafe quälte mich, sondern Angst vor mir selbst, vor meiner befleckten Reinheit. In meiner Gewissensnot hob ich meine Augen zum Himmel und sprach: Herr, mein Gott, du hast meine Missetat gesehen. Züchtige mich nach meiner Sünde. Vor dir will ich meine Tat sühnen, nicht vor Menschen. Pharao, der sich täglich an unzähligen Menschenleben vergeht, soll nicht mein Richter sein.

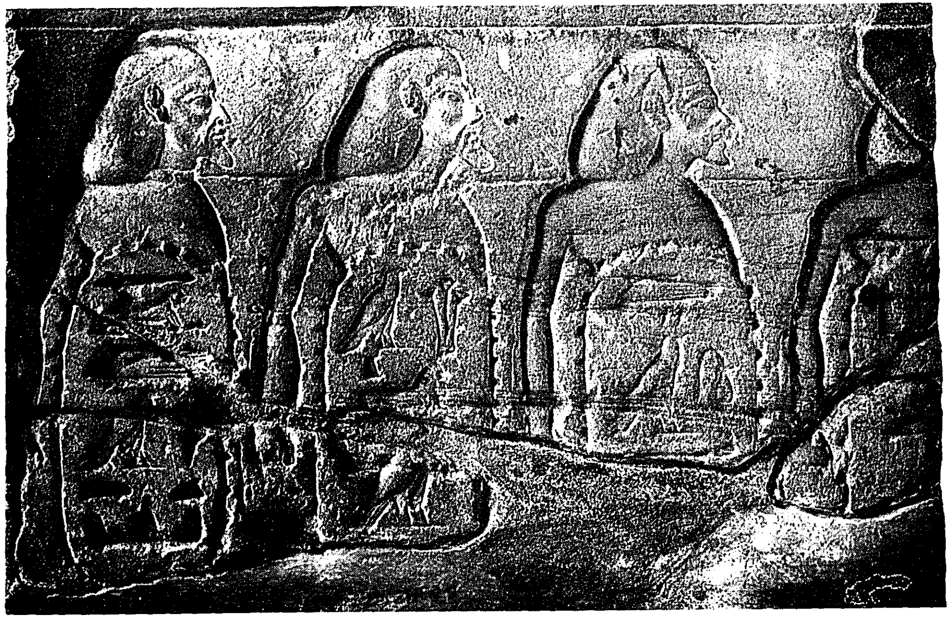
Ich verurteilte mich selbst zu einer harten Strafe. Ich verbannte mich aus meiner Heimat. Ich schwur mir, nie mehr meine Hand gegen einen Menschenbruder zu erheben. Schützen wollte ich, nicht schlagen, beistehen denen, die Beistand brauchen, Schwache verteidigen und Bedrohte retten. Mein Leben sollte fürderhin dem Herrn geweiht sein. Ein dienender Mensch wollte ich sein all mein Lebtag, Diener Gottes und der Menschen.

Als dienender Mensch begann ich mein Leben im Lande Midjan. Als ich dort ankam, traf ich am Brunnen Hirtenmädchen, die Wasser schöpften und die Mulden füllten, um ihre Schafe zu tränken. Da kamen rohe Hirtenburschen und verjagten sie. Ich erhob mich und half ihnen und tränkte ihre Schafe.

Der Priester Jetro, dessen Töchtern ich am Brunnen beigestanden, anvertraute mir seine Herde, die ich jahr-

aus, jahrein in der großen arabischen Wüste weidete. Jene Zeit der Einsamkeit läuterte mich und machte mich zum Menschen. Das Unsichtbare trat vor meinen Blick in jener Welt des Schweigens: ich erlebte die Nähe Gottes. Die geheimnisvollen Mächte des Lebens tauchten vor mir auf, vorher unbekannte Weiten öffneten sich meinem klargewordenen Blick. Oh Josua, du kannst es kaum ahnen, wie mich diese heilige Einsamkeit verwandelte. Ich wurde zu einem neuen Wesen umgeschaffen. Ruhig und frei von Leidenschaft lernte ich jetzt die Menschen mit ihren Tugenden und ihren Schwächen erkennen, in diesem unbegrenzten Raum konnte ich selbst über die Enge meiner Kräfte hinauswachsen. Ich fühlte mich erhöht, sehend und stark. Mein verflossenes Leben schien mir arm und sinnlos. Ich war reif für mein Werk.

Mirjams prophetischer Ruf klang in meinen Ohren wie eine heilige Botschaft: Du, Mose, mußt retten! Du bist der einzige, der retten kann! Tag und Nacht stand das entsetzliche Bild von Gosen vor meinen Augen, mahnend zur Tat. Hier der getötete Hebräer, dort der getötete Ägypter, ich selbst zwischen beiden. Wie sind wir doch alle miteinander gesunken! Konnte dies die Absicht des Herrn gewesen sein, da Er den Menschen zu Seinem Ebenbilde geschaffen? Welcher Sinn liegt in diesem jammervollen Leben, das erfüllt ist von Wildheit und Haß und Missetaten? Lieber sterben als bei lebendigem Leibe durch Blut waten, als morden oder gemordet werden. Mir erschien mein Geschick ärger als das Kains. Zu mir schrie die Stimme des Blutes zweier Brüder von der Erde. Ich war voller Mitleids mit dem gepeinigten He-



Israelitische Männer
(ägyptisches Relief)

bräer, mit dem grausamen Ägypter und mit mir selbst. Es war mir, als streckte mir die Kreatur verzweifelt ihre Arme entgegen und riefe mir zu: Rette mich!

Eine neue Religion dämmerte in mir, grundverschieden von der, in der mich die ägyptischen Priester erzogen, eine, die die Erdenkinder vom Joch des Irdischen freimachte, die ihre Leidenschaft zähmte und die Kraft hatte, das Tier aus ihnen herauszutreiben. Die vierhundertunddreißig Jahre in Ägypten hatten die Kinder Israels zu zweifachen Sklaven gemacht: zu Sklaven der Pharaonen und zu Sklaven ihrer eigenen niedrigen Instinkte. Es war nicht genug, sie vom Joch Ägyptens zu befreien, sie mußten auch frei werden von der inneren Unreinheit, von den wilden Trieben. Was ich ersehnte, war nicht bloß ein äußeres Gesetz, nicht bloß eine waltende Macht, welche die Menschen in Zucht hält, sondern auch eine Religion der Seelen, die ein Band von Zusammengehörigkeit um die Menschen windet, die uns zu Brüdern macht und die Erde zu unserer gemeinsamen Heimat. Sie wuchs in mir Jahr um Jahr bis sie sich reif und fertig meinem inneren Auge aufgetan, gleich einem großgewachsenen Baume, fest verwurzelt und weit verzweigt. Oh Josua, wenn du wüßtest wie glücklich ich in jenen begnadeten Tagen war, da das allumspannende Menschgefühl in mir lebendig wurde, und ich glaubte es in aller Herzen pflanzen zu können. Ich war wie neugeboren, geläutert und gereinigt von Schuld. Nicht mehr einsam war ich: mitten in der Wüste war ich ein Teil von Gottes strahlender Welt. Mütterlich leuchtete die Sonne über meinem Haupte, der blaue Himmel war mein

und der gelbe Sand war mein; der vorbeiziehende Hirte war mein Bruder und die weidenden Schafe meine Mitwesen, Geschöpfe Gottes wie ich.

Doch zur Verkündung dieser neuen Religion war der Weg sehr, sehr weit. Vorerst oblag es mir, ein Volk zu schaffen für die neue Religion und ein Land für das Volk. Ich wußte, daß ich mich wappnen müsse mit Kraft und mit Härte; daß ich schwere Hindernisse überwinden müsse, von innen und von außen. Ich war jung und stark, und der Ruf Gottes hallte in meinen Ohren. Es war ein anderer Mose, mein lieber Josua. Nicht der verklärte, rückwärtsschauende, der hier, an der Schwelle des Grabes, zu dir spricht. Es war ein junger Löwe, den nichts und niemand hemmen konnte; es war ein selbstvergessener, sturmerfüllter Gesandter des Herrn, der sich erhob, niederzureißen und aufzubauen, der einem Besessenen gleich auf sein Ziel lossteuerte, ohne nach rechts oder links zu blicken. Mit festem Arm mußte ich die Menschen anfassen, aus denen ich ein Volk machen sollte, die Schattenmenschen in Ägypten, die keine Ohren für meine Botschaft haben würden. Doch ich fühlte die Kraft in mir, Leben zu blasen in diese Schatten. Und mein inneres Auge sah das herrliche Land, das unser wartet, wenn sie zu einem lebenden Volke geworden. Lockend leuchtete mir das herrliche Kanaan entgegen, aus welchem unsere Väter in diese Hölle gekommen waren, die Mizrajim heißt. Dorthin wollte ich meine Brüder zurückführen, nachdem ich mit der Hilfe des Herrn das Joch Ägyptens von ihnen abgewälzt

haben würde. Unser Weg, das war mir von Anbeginn klar, würde hindernisreich und sehr mühselig sein. Nicht den kurzen Weg wollte ich sie führen, durch das Land der Philister. Durch die große Wüste, in der ich meine Zukunftsträume geträumt, wollte ich die Befreiten in ihre neue Heimat führen. Ein ganzes Menschenalter lang sollte der heroische Weg sich hinziehen, der Weg, der Israels Volk führen würde von Gosen zum Jordan, von Knechtschaft zu Freiheit. Die Wüste sollte die Grabstätte werden für das zu Tode verurteilte Geschlecht, und die Geburtsstätte für neue Menschen, die wachsen werden in Freiheit, mit geraden Nacken und geraden Seelen. Lang muß die Wanderung durch die Wüste werden, so lang, bis der letzte Sklave im Wüstensand begraben ist. Mein offenes Auge war fest aufs Ziel gerichtet. Ich wartete auf den Ruf des Herrn, ich war bereit!

Eines Tages stand ich mit meiner Herde vor einer düsteren Höhe, überwältigend anzuschauen. Ein steiler Felsenberg mit zwei mächtigen Gipfeln stieg aus einem einsamen Massiv empor. Es war der altgeheiligte Götterberg Horeb, von welchem das Wüstenvolk seit undenklichen Zeiten Wunder erzählte.

Ich wurde von einer geheimen Macht ergriffen und es war mir als würde ich bei der Hand gefaßt und zur Höhe gehoben, in eine reinere Welt. Plötzlich sah ich Flammen hervorzüngeln aus einem Busch: Geheimnisvolle, erschreckende Flammen, aus denen das Antlitz eines Engels mir entgegenleuchtete. Heilig Beben überfiel mich. Warum verzehrt das Feuer den Dornbusch nicht?

Alles in mir rief: Dies ist heiliger Boden, auf dem du stehst; aus diesem brennenden Feuer spricht der Herr zu dir! Ich zog meine Schuhe von meinen Füßen, fiel nieder zu Boden und verbarg mein Gesicht in meine Hände. Da vernahm ich eine Stimme, die zu mir sprach:

„Ich bin der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Ich habe gesehen die Not meines Volkes in Mizrajim. Ich habe vernommen ihren Schmerzensschrei. Ich weiß, wie sie leiden. Geh nun, ich schicke dich zu Pharao. Führe hinaus mein Volk, die Kinder Israels, aus dem Lande der Knechtschaft."

Josua, jene Stunde vor dem brennenden Busch war die lichteste und dunkelste in meinem Leben. Ich stand am Ziel meiner Sehnsucht. Ich wurde berufen! Doch gerade in diesem Augenblicke verlor ich den Glauben an mich selbst. Nie zuvor hatte ich ein so peinigendes Gefühl meiner Kleinheit wie in jener Stunde der Erfüllung. Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe und hinausführe die Kinder Israels aus Ägypten? Ich versuchte meinem Schicksal zu entrinnen. In Demut kniete ich nieder vor dem Herrn und sprach: Ich flehe dich an, o Herr, schicke einen anderen statt meiner, einen, der würdiger ist als ich. Ich bin nicht ein Mann der Worte. Ich habe einen trägen Mund und eine träge Zunge. Ich habe nie vermocht, Menschen zu überreden. Man wird mir nicht glauben und meinen Ruf nicht hören. Wenn ich zu den Kindern Israels komme und ihnen sage: Der Gott eurer Väter schickt mich zu euch, dann werden sie mich fragen: Was ist sein Name? Was soll ich ihnen antworten?

Doch all meine Angst und all mein Zweifel waren vergeblich. Abermals hörte ich die rufende Stimme aus dem brennenden Dornbusche: EH'JE ASCHER EH'JE — ICH BIN DER ICH BIN! Sprich zu den Kindern Israels: Der Seiende schickt mich zu euch. Dies ist mein Name ewiglich, so wird man meiner gedenken von Geschlecht zu Geschlecht.

Ich folgte dem zwingenden Rufe, dem sich keiner ungestraft widersetzen kann. Ich nahm Abschied von der Wüste. Ich sagte zum Priester Jetro, der mir seine Tochter Zippora zum Weibe gegeben: Laß mich heimkehren zu meinen Brüdern in Ägypten, daß ich sehe, ob sie noch leben. Ich nahm mein Weib und meine Söhne und setzte sie auf einen Esel und wir begaben uns nach Ägypten.

Mose hält inne. Tiefe Stille lagert sich über dem Zelte. Schatten verflossener Zeiten huschen durch den dämmerigen Raum. Hingelehnt sitzt Mose, mit geschlossenen Augen, als wollte er verblaßte Erinnerungen zum Leben rufen.

Ein sturmbewegtes Leben begann für mich, Josua, voll von Not und Unruhe. Ich war vertrieben aus meinem Paradiese, aus meiner erhabenen Einsamkeit. Ich stand mitten im engen Alltag, zwischen gehetzten Menschen, von Angesicht zu Angesicht mit allem Häßlichen und Gemeinen. Mitten im Kampfe stand ich, in einer Welt von lauter Widerwärtigkeiten, und ich mußte alle Kraft zusammennehmen und den Blick nach außen richten. Ich mußte Pharaos hartnäckigen Widerstand überwinden, die Kleinmütigkeit unserer eigenen Leute, die Feigheit der Führer, die Selbstsucht der Besitzenden. Ich mußte den Ekel überwinden in meiner eigenen Seele, welcher meinen Blick oft verdunkelte und meine Hände lähmte. Tag um Tag hörte ich des verstockten Pharaos trotziges Nein. Tag um Tag hörte ich das ungeduldige Rufen des Volkes: Laß ab von uns, wir wollen

den Ägyptern dienen; es ist besser Ägypten zu dienen, als in der Wüste zu sterben. Doch der Herr stand mir bei und härtete meine Stirn und goß Kraft in meinen Arm.

Da kam der große Tag, da meine Augen schauen durften, wie der heilige Traum meines Lebens wirklich ward. Pharao gab uns Freiheit. Ein ganzes Volk setzte sich in Bewegung und füllte den schier endlosen Weg von Ramses nach Sukkot, Männer, Frauen, Greise und Säuglinge, mit Schafen und Rindern in großer Menge. Ein peinvolles Leben hat nach vierhundertunddreißig Jahren an jenem Tage ein Ende genommen, und ein freies Volk ging neuen Geschicken entgegen. Trotzige, stahlharte, von der Sonne braungebrannte Gestalten stampften durch den schlafenden Sand; die stille Wüste erbebte vor diesem siedenden, vorwärtsstürmenden Leben. Ein Volk von Gottesstreitern schritt furchtlos seinem Ziele entgegen, ein kämpfendes Volk, das von sich abgeschüttelt jahrhunderte alte Sklaverei, Gottes Heerscharen! Eine ungeahnte Kraft strömte aus diesen Menschenmassen, es ward mir zur Gewißheit: Diese Kraft wird einst Wunder tun! Dieses lebenstrotzende Volk wurde frei, um ein Werkzeug zu sein in der Hand des Herrn, und durch es werde Gott seinen Willen tun. Ich fühlte den Atem Gottes durch die ungastliche Wüste wehen.

Unser Weg war gesegnet! Der Herr war mit uns. Er trug uns auf Adlersflügeln und Er führte uns hinauf zu Sich. Unversehrt führte uns Seine Hand durch das Schilfmeer. Er rettete uns vor den nachstürmenden Ägyptern und ließ Roß und Reiter in die Tiefe sinken.

Zwiefach war die Rettung, die Er uns in seiner großen Gnade beschert. Am Roten Meere wurden die Kinder Israels vor dem Untergang, dort wurden aber auch die Seelen vor Kleingläubigkeit bewahrt. Aller Zweifel war mit einmal geschwunden. Alle dumpfe Anklage gegen eine grausame Macht, die Menschen schuldlos leiden läßt, war verstummt. Wir jauchzten am Roten Meer, nicht nur weil wir, sondern weil unser Glaube gerettet wurde. Wir hatten Gott erlebt! Nicht erst nachher am Sinai, sondern schon hier, am Schilfmeer! Gottes großer Arm, ha-jad hag'dolah, ward uns allen sichtbar. Wir fühlten Seine Gegenwart. Nun erst glaubten die Kinder Israels an Gott und an Seinen Diener Mose.

Ein neuer Glaube jubelte durch die Wüste. Aus der Brust des Volkes strömte ein Gotteslied, das im Munde der Kinder Israels leben wird von Geschlecht zu Geschlecht. Mit der Pauke in der Hand ging meine Schwester Mirjam vor der Schar der tanzenden Frauen und rief jubelnd: „Singet dem Herrn, denn Er ist groß!" Mit ihr, der geweihten Prophetin, die einst in meiner Brust das heilige Feuer entzündet, sang ein ganzes Volk, lobpreisend den Herrn, grüßend das neugeborene Leben:

Ich dem Herrn singen will,
denn groß ist Er.

Himmel und Erde sangen mit uns in jener Stunde der Gnade, und Engelstimmen klangen durch den Weltenraum. Es war, als jubelte das Weltall über den Sieg des Rechts, als jubelte die ganze Natur, weil Menschen nicht mehr wie Tiere getreten werden sollen. Ich selbst sang aus voller Brust, weil die Missetäter ihre verdiente



Ramses II.

Strafe gefunden und weil die Verfolgten den Klauen des Todes entrissen worden. Aber lange nachher, Josua, wenn ich in stillen Stunden an jenen heiligen Rausch am Schilfmeer zurückdachte, da schämte ich mich, daß ich mitgejubelt beim Anblicke untergehender Menschen. Konnte das unserem Vater im Himmel wohlgefällig sein? Kann das sein Wille sein, daß wir jubeln, wenn der Feind fällt, daß wir jauchzen, wenn Menschen untergehen? Sie mochten jubeln, die leidensstarken, tapferen Helden, doch nicht ich, nicht der Gottesmann Mose, der eine Religion der Menschlichkeit und Güte in seinem Busen trug, der aufgestanden war, um Haß und Rache aus den Herzen zu reißen. Ich empfand es nachher, als hätte ich mich am Schilfmeere zum zweitenmal versündigt. Mir war es, als hätte in jener Stunde, da die Engel im Himmel mit den Kindern Israels singen wollten, der Herr selbst ihnen Halt geboten: „Das Werk meiner Hände sinkt ins Meer, wie könnt ihr Jubellieder singen!“

Schwere Zeiten kamen über mich, Josua. An dem Tage, da die Kinder Israels frei geworden, begann meine eigene Knechtschaft. Unerträglich war die Last, die auf meinen Schultern ruhte. Das schwerste von allem war, die Widerspenstigkeit dieses hartnäckigen Volkes zu brechen. Es war ein Haufen von Sklaven, den ich nach Kanaan führte, Sklaven ohne Ketten. Der Herr hatte sie befreit, doch sie waren nicht frei geworden. Die Sklaverei lag in ihnen wie eine Krankheit, die den Körper zerfrißt. Sie war ihnen zur zweiten Natur

geworden. Sie hatten nicht die Kraft, die Freiheit zu nehmen, die man ihnen gegeben, nicht den Willen, das neue Leben zu gestalten, nachdem sie das alte überwunden. Unzufrieden und trotzig, wollten sie zurück zu ihren elenden Fleischtöpfen: „Wären wir doch gestorben von der Hand des Herrn in Ägypten, dort, wo wir uns mit Brot satt essen durften. Warum führtest du uns hinaus in die Wüste, um diese ganze Gemeinde vor Hunger sterben zu lassen? Gib uns Wasser zu trinken. Warum hast du uns hinausgeführt aus Mizrajim, um uns und unsere Kinder und unser Vieh vor Durst vergehen zu lassen?" Jener Tag in Refidim war der fürchterlichste unserer Wanderung. Sie waren nahe daran, mich zu steinigen.

Der Kampf im Lager wollte kein Ende nehmen. Kein Kummer und keine Bitternis wurden mir erspart. Alle menschliche Bosheit richtete sich gegen mich, den Führer. Ich war der Feind, der Sündenbock, ich war schuld an allem, was der Himmel über uns geschickt: am Wassermangel, an den verheerenden Krankheiten. Du erinnerst dich, Josua, wie bitter mein Schicksal war in jenen schweren Jahren des Ringens. Die wildgewordene Menge verweigerte mir den Gehorsam. Sie wollten keinen Willen über sich dulden. Sie wollten sich nicht führen lassen. Eines Tages, du hast jenen Tag zusammen mit mir erlebt, Josua, erhoben sich Eldad und Medad und begannen im Lager zu prophezeien. Du wardst unruhig um meinetwillen, Josua, und ganz bestürzt liefst du mir entgegen und riefst: Mein Herr, Mose, sperre sie ein! Konnte ich einsperren den Neid, die Bosheit,

die Selbstgefälligkeit? Immer mehr Propheten wuchsen aus dem Sande empor, und eines Tages standen wir mitten in einer Gemeinde von lauter Propheten. Korach, Datan und Abiram sammelten einen großen Haufen um sich und erhoben sich gegen mich. Unter wüsten Drohungen umringten sie mich und Aron und schrien: Nun mag es genug sein! Die ganze Gemeinde ist heilig. Warum erhebt ihr euch über Gottes Gemeinde?

Doch laß uns nicht mehr davon sprechen. Der Herr gab mir Kraft auszuhalten. Unerschüttert ging ich den Weg, den Er mir gewiesen, ohne abzuweichen. Mein nächstes Ziel war Sinai, jene heilige Stätte, von wo der Ruf des Herrn zuerst an mich erging.

SINAI! Grabe diesen Namen tief in dein Innerstes, mein Sohn. Der Sinn meines Lebens liegt in ihm verborgen. Sinai — das ist der Kern meines Ichs, die unzerstörbare Tat, die der Herr in Seiner Gnade mich hat tun lassen. Am Sinai ward Israel geboren! Ein Volk von eigener Art: ein Reich von Priestern und ein heilig Volk. Am Sinai erhielt Israel seine Lebensordnung: nicht ein Gesetz, nicht eine Verfassung — ein heiliger Geist wurde in es geblasen. Gesetze werden geändert, Verfassungen wachsen und vergehen. Am Sinai jedoch wurde das göttliche Feuer in der Brust der Menschen angezündet, ein Feuer, das niemals gelöscht werden kann.

Rufe dir, mein Sohn, unser gemeinsames Erleben am Sinai in Erinnerung. An jenem Tage der Entscheidung standest du an meiner Seite, du mein treuer Helfer. Seitdem bist du nie mehr von mir gewichen. Schon vor-

her in Refidim hattest du zum erstenmal deine Kraft gezeigt. Tapfer kämpftest du gegen Amalek, da er sich uns mit bewaffneter Hand in den Weg stellte. Gemeinsam führten wir das Volk zum Siege, du auf dem Schlachtfelde, ich über dem Schlachtfelde, auf der angrenzenden Höhe, mit dem Stabe Gottes in der Hand. Es war ein großer Tag und er endete glücklich. Es galt den Weg zum Sinai! Den ganzen Tag hindurch stützten Aron und Hur meine Hände, bis zum Sonnenuntergang. Mein Stab tat Wunder, der Weg zum Sinai wurde frei. Am Eingange des dritten Monats, Sivan, standen wir vor dem heiligen Berge. Hoch über allem, was irdisch ist, erhoben sich unsere Seelen und öffneten sich der göttlichen Botschaft, der wir entgegensahen. Was damals geschah, mit mir, durch mich und um mich, ist mir bis zum heutigen Tage Geheimnis geblieben. Ich hatte zu allen Zeiten ein lebendiges Gefühl von der Gegenwart einer unsichtbaren Macht, und mehr als einmal, vor und nach dem Tage von Sinai, strahlte durch mein Dasein ein Schimmer von jenem verborgenen Licht, das wir Menschen Wunder nennen. Doch das Wunder vom Sinai war von einer sonderbaren Art, undurchdringlich und unerforschlich. Es ist mir allezeit unfaßbar geblieben, daß der Herr zu mir gesprochen! Daß ich, der geringe Erdensohn, gerufen ward, Seinen Willen zu vollstrecken. Den ersten Auftrag, den ich erhalten, hatte ich vollführt — Israel wurde aus der Knechtschaft befreit. Doch was mir nun bevorstand, überstieg eines Menschen Kraft. Ich hörte den Ruf: Geh und baue Israel mit meinem Worte!

So kam das Wort! Nein, nicht ein Wort kam, eine neue Macht brach herein über mich, über dich, über das ganze Menschengeschlecht. Das Wort kam zu mir nicht von der umgebenden Welt, nicht von verflossenen Zeiten, nicht von Völkern, die vor uns gelebt. Aber auch nicht aus meinem eigenen Innern holte ich das Wort: Wie hätte ich erschaffen können die Macht, die geschaffen hat mich und dich und uns alle! Das Wort — das war das Wunder, das Unfaßbare, das Geheimnis! Es war der Ewige, der das Wort in meinen Mund gelegt.

Ein Zittern ging durch das Lager, da der Tag anbrach. Es donnerte und blitzte, schwere Wolken lagerten über dem Berge, ferner Posaunenschall hallte durch den Raum. Plötzlich fiel unirdische Stille über uns, als hielte das ganze Weltall den Atem an. Und das Wort des Herrn tönte durch den Raum:

„ONAUCHI! — Ich bin der Ewige, dein Gott!“

Die Worte strömten nieder wie Gnadenregen von der Höhe. Und so wie die Worte mir wurden, so trug ich sie weiter zum bebenden Volke:

Ich bin der Ewige, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben.
Mache dir keine Götzenbilder.
Trage nicht den Namen des Ewigen zum Falschen.
Gedenk des Sabbattages ihn zu heiligen.
Ehre deinen Vater und deine Mutter.

Morde nicht.
Buhle nicht.
Stiehl nicht.
Aussage nicht falsche Zeugenschaft.
Begehre nicht deines Nächsten Haus.

Josua, diese Worte waren mehr als Gesetze. Gesetze hat es vor dem Sinai gegeben. Doch am Sinai empfingen wir Gebote des Herzens, den Willen zum Guten. Dort vernahmen wir D'warim, Worte, Gottesworte: schaffende, bauende, lebenbewegende Worte, die uns über uns selbst hinaus heben sollten. Für alle Zeiten wurden mit diesen Sinaiworten unsichtbare Lebensmächte in unsere Herzen gepflanzt, tragende Säulen unseres Daseins: RECHT, GÜTE, und hoch über allem — HEILIGKEIT. Mit dem Worte „לא“, „NICHT“, das vom Sinai erdröhnte und das bis ans Ende der Tage in den Ohren der Menschen nachhallen wird — wurde das ewige Recht in uns gepflanzt, die unerbittliche, unüberschreitbare Grenze für unser Tun und Wollen. Doch neben dem Recht erwuchs die Güte des Herzens, die schenkende Liebe. Es kam zu uns harten, grausamen Menschen der himmlische Ruf: „W'OHAWTO L'REACHO KOMOCHO — LIEBE DEINEN MITMENSCHEN WIE DICH!“ Der Gott, von dem dieser Ruf kam, war kein strenger und ferner Gesetzgeber, der blinden Gehorsam fordert. Unser Vater sprach zu uns Kindern und weckte uns zu gütiger, opferbereiter Liebe. Nein, Josua, nicht ein vergängliches Gesetz ward am Sinai gestiftet! Was sind Gesetze? Kleine, flackernde Ölflammen, die ein Windhauch ausblasen kann. Doch am Sinai ward in den Seelen entzündet ein Ner-Tamid, ein Licht der Ewigkeit. Hoch über allem, was in die steinernen Tafeln eingegraben wurde, hoch über allen Gesetzen und Verordnungen, die in der Wüste gestiftet worden sind, steht das eine allumfassende Wort, das Wort der Worte:

„K'DOSCHIM TIH'JU! — HEILIG SOLLT IHR WERDEN!" Das war eine völlig neue Lebensmacht, die am Sinai geboren wurde: Die Macht der Heiligkeit.

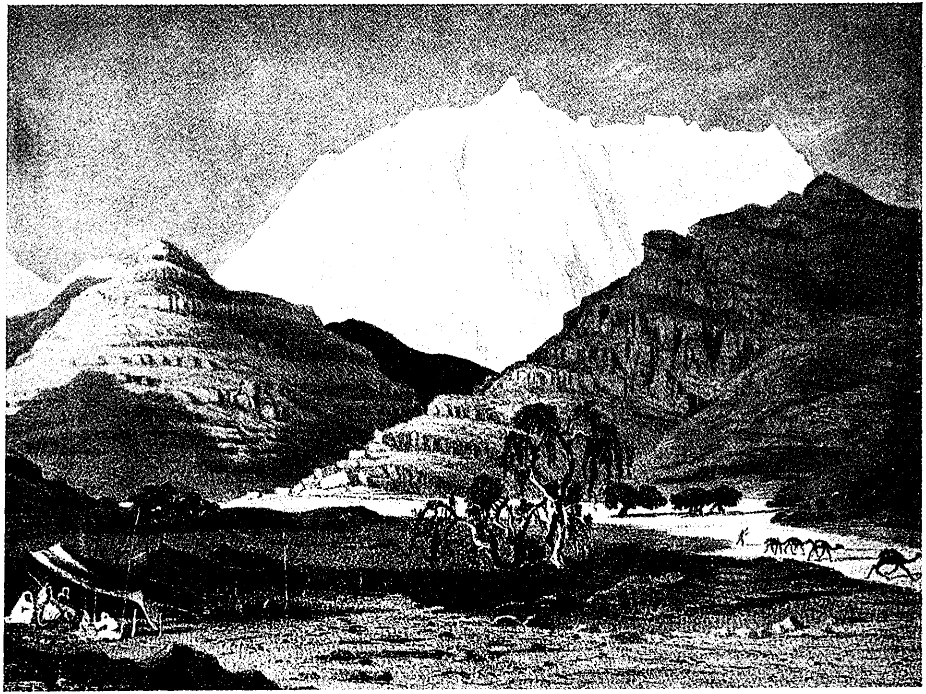
Heiligkeit als Lebensnahes, nicht als Fernes, das über dem Leben steht und jenseits vom Leben! Aus dieser Wurzel sollte der Baum Israel herauswachsen, an ihr sollte der erniedrigte Mensch genesen, aus ihr Säfte zum Wachsen saugen. Die Priester Ägyptens hüllten ihr Volk in die Zauber des Geheimnisses. Ich reichte meinem Volke Lebendiges und Wirkliches, den Kelch reinen und klaren Wassers aus der Quelle des ewigen Seins. Ich sprach zu meinem Volke: „Meine Lehre ist nicht im Himmel und nicht jenseits des Meeres ... sondern dies Wort ist dir sehr nahe, und es ist in deinem Munde und in deinem Herzen, es zu tun."

Begreife es wohl, Josua: die Lebensordnung, die der Herr durch meinen Mund den Kindern Israels gegeben, war neu und erstmalig, keine Nachahmung, keine Wiederholung vergangener Lebensordnungen. Ich stiftete eine Religion des Herzens, nicht eine Religion der Gesetze. Mächtige Herrscher, die vor mir waren, haben weise Gesetze gestiftet für ihre Völker. Doch mit Gesetzen formt man keine Menschen, Gesetze allein machen uns nicht besser, nicht gerechter. Das Leben kann nicht gefesselt werden in die Ketten des Gesetzes, es soll geheiligt werden durch die Macht der Herzen. Meine Religion ist Freiheit, nicht Zwang; die Schrift Gottes ist nicht eingegraben in die Tafeln, sie schwebt frei über den Tafeln. Kein Gesetz, kein Zwang, keine

Götzenanbetung und kein Zauberwerk können das Böse ausrotten. Nur die Macht des liebenden Herzens kann es. Nur diese macht den Menschen mild und geduldig. Das Menschgefühl muß in uns zum Leben gerufen werden und unausgesetzt am Leben erhalten werden, nur an dieser Flamme wärmen wir uns und werden sehend. Nur das Menschgefühl schützt uns vor Vertierung.

Neuer Schatten fiel über mein Dasein. Vierzig Tage und vierzig Nächte weilte ich oben auf dem Berge, ich aß nicht Brot, ich trank nicht Wasser. Das Volk dort unten am Fuße des Berges verlor die Geduld. Sie wandten sich weg von Gott, nicht bloß von mir, dem vergänglichen Menschen. Sie sammelten sich um Aron und riefen: Komm, mache uns einen Gott, der vor uns gehen soll. Dieser Mann Mose, der uns hinaufgeführt hat aus dem Lande Mizrajim — wir wissen nicht, was ihm widerfahren ist.

Als ich herunterkam vom Berge, von dir gefolgt, mit den Tafeln der Zeugenschaft in der Hand, stand mitten auf dem Platze ein Kalb aus Gold und ringsherum tanzte ein wildgewordenes Volk, Alte und Junge, Weiber und Kinder. Da entflammte Zorn in mir, Josua, ich schleuderte die Tafeln von mir und zerschmetterte sie am Fuße des Berges. Dieses halsstarrige Volk! Gestern erst haben sie sich zu Boden geworfen vor dem ewigen Gott und alle riefen wie aus einem Mund: Naasseh — Wir werden alles tun, was der Herr befohlen. Und nun tanzten sie vor diesem Kalbe, das sie aus ihren Ringen



Der Berg Sinai

und Armbändern gemacht. Gestern erst lauschten sie demütig auf meine Worte. Und nun verstießen sie mich. Wie haßte ich in jener Stunde das Volk, das ich so väterlich liebte. Wie tief verachtete ich meinen Bruder Aron! Er erschien mir unwürdig, das Priesteramt zu bekleiden. Nicht Diener Gottes war er, sondern Diener der Menschen. Nicht Führer des Volkes war er, sondern einer, der sich vom Volke führen läßt, der ihm willenlos folgt auf seinen Irrwegen.

Doch war ich selbst frei von Schuld? War ich stärker als dieses schwache Volk? Mehr als einmal habe ich an jenen schweren Tag zurückgedacht. Es schien mir, als wäre das meine dritte Sünde gewesen. Hatte ich ein Recht, die Tafeln zu zerschmettern, die der Herr in meine Hand gelegt? Wer Führer sein will, darf nicht die Besinnung verlieren. Wappne dich mit heiliger Geduld, Josua, jetzt, da du dich anschickst, dieses Volk zu führen. Mache dich auf Bitternisse aller Art bereit, sie werden treulos und undankbar sein, sie werden das Opfer deines Lebens mit Schimpf entgelten, sie werden Steine auf deinen Weg legen und deine lichten Stunden verfinstern — aber du bist dazu da, alles zu ertragen und nicht, um den Stab über sie zu brechen. Sie sind deiner Obhut anvertraut und du mußt sie führen. Wenn die Menschen, die wir zu führen berufen sind, ins Wanken geraten, so daß sie nicht mehr gehen können, dann müssen wir, ihre Führer, sie auf unsere Arme nehmen und sie tragen, gleichwie ein Vater sein Kind trägt, wenn es nicht gehen kann. Du sollst niemals zerstören, Josua. Du bist dazu da, das Auseinandergeratene zu

sammeln und das Morschgewordene zu erneuern. Ich bin alt und sehend geworden und würde heute nicht wieder tun, was ich am Fuße des Sinai getan. Je schlechter die Menschen, desto milder müssen wir sie behandeln. Nur mit Güte kann man Menschen formen, nicht mit der Peitsche.

Es ist wieder still geworden im Zelte. Seltsamer Glanz strahlt über dem bleichen Angesichte des Sterbenden. Unbeweglich sitzt Josua zu seinen Füßen. Die Stunde des Scheidens ist gekommen. Die beiden Gottesmänner blicken einander lange an.

Mühsam erhebt sich Mose von seinem Platz und geht, auf Josua gestützt, schleppenden Schrittes dem Ausgange des Zeltes zu.

Stütze mich, mein teurer Sohn. Du hast mich mehr als einmal gestützt während unserer langen mühseligen Wanderung. Jetzt trennen sich unsere Wege, Josua. Ich gehe ein in die große Stille, der heilige Friede umarmt mich. Doch du, Josua, gehst dem ruhelosen Leben entgegen. Eine überschwere Last fällt auf deine Schultern, doch du bist dem Ziele nahe. Du stehst an den Gestaden des Jordan! Unsere bittersten Feinde sind besiegt. Die Sklavengeneration von Ägypten ist ausgestorben, und die große, furchtbare Wüste liegt hinter uns.

Mit einem tapferen Geschlecht wirst du Kanaans Land in Besitz nehmen, mütterlich streckt es seine Arme den vorwärtsstürmenden Stämmen entgegen, die du, mein glücklicher Josua, über den Jordan führen wirst. Sieh dort uns gegenüber das lachende Jericho, in königliches Palmengewand gekleidet, festlich strahlend, gleich einer wartenden Braut. In abgeschiedener Stille liegt die dicht belaubte Jordanebene, keusch und traumversunken. Und dort drüben das südliche Bergland, streng und trotzig, voller Geheimnisse.

Dies ist das Land, das auf euch wartet, Josua! Stärke deine Arme. Neue Feinde werden sich dir in den Weg stellen: die Völker Kanaans und unsere eigene junge Generation. Tapfer sind die Söhne der Wüstenwanderung, doch halsstarrig wie ihre Väter. Schwer habe ich gelitten an ihrer Widerspenstigkeit und Hartnäckigkeit. Als sie mich gezwungen, die ersten Tafeln zu zerbrechen, gab ich ihnen neue, doch diese haben sie nicht zu neuen Menschen gemacht. Es wird noch manche Tafel zerschmettert werden und manche neu geschrieben werden, ehe der neue Mensch geboren wird! Ehe das erlöste Geschlecht kommt, das einen Schimmer vom Antlitz Gottes auf seiner Stirn tragen wird und einen Funken des Heiligen in seinem Herzen! Ein zwiefacher Kampf steht dir bevor, Josua: der Kampf um das Land und der Kampf um das Volk — du mußt beide erobern. Ich habe in deine Hand eine Waffe gelegt, die stärker ist als Lanze und Schwert — die Thora. Halte heilig dieses Buch der Lehre, lege es an die Seite der Bundeslade als ewiges Zeugnis. Diese Thora

ist eure Kraft und euer Leben. Ein Thora-Volk seid ihr!

Kehre nun zurück, Josua! Mühsam und voller Gefahren ist dein Weg. Der Herr sei mit dir, so wie er mit mir war. Bringe meinen Segen dem wartenden Volke. Möchte Israel in Sicherheit wohnen, die Quelle Jakobs in Abgeschiedenheit, in einem Lande von Saatenfrucht und Wein, dessen Himmel Tau träuft. Selig, du Israel! Wer ist dir gleich, ein Volk erlöst vom Herrn, Er ist dein schützendes Schild. Bringe meinen Segen dem Stamme Levi. Er lehre Jakob Seine Gesetze und Israel Seine Thora. Segne, o Herr, seine Kraft und empfange mit Wohlbehagen das Werk seiner Hände.

Sage dem Volke, es solle mein Hinscheiden nicht beklagen. Euch ruft das Leben! Doch mich ruft die Unendlichkeit. Himmlische Töne umschmeicheln mein Ohr. Versöhnt gehe ich von dannen. Mein Tod ist glücklicher als mein Leben. Was meine Strafe sein sollte, hat sich in Segen gewandelt. Der Herr sprach zu mir: „Bloß von ferne wirst du das Land sehen, doch hinein wirst du nicht kommen!" — Vielleicht ist es besser, wenn wir von dannen gehen, ehe wir in das gelobte Land unseres Lebens kommen. Rein und unberührt strahlt in dieser letzten Stunde das erträumte Land meines Lebens mir entgegen, so hoch und so rein, wie ich es in allen meinen Tagen in meinem Inneren getragen. Wohl mir, daß ich die Augen schließen darf östlich vom Jordan!

Gehe jetzt von mir, mein teurer Sohn. Laß mich allein sein in dieser Stunde, da meine Seele, losgelöst vom Körper, zurückkehrt zu ihrem Schöpfer. Niemand

darf wissen, wo das Grab liegt, das meinen Körper birgt. Doch meine Seele wird über euren Häuptern schweben, wenn ihr durch den Jordan schreitet. Auf allen euren Wegen wird euch mein Ruf folgen, der Ruf, der Israels Volk zum Leben geweckt:

SCH'MA JISRAEL! Höre Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist Ein!

AMOS

Der Hirte als Prophet

Schauplatz: Höhe vor dem Heiligtum in Bet-El. Zeit: Jerobeam II. Regierung im Nordreiche Israel, um 760.

Ein strahlender Sommertag geht zu Ende. In einen Bettlermantel gehüllt, sitzt Amos, das Kinn gestützt auf seinen Wanderstab, den er mit den Händen umklammert hält. Haar und Bart sind zerzaust, in den Augen schimmert zehrendes Feuer.

Allmählich legt sich der Sturm in seinem Innern; er gewinnt wieder Sammlung und Gleichgewicht. Leise spricht er vor sich hin:

Aus dem Heiligtum verjagt, aus dem Lande vertrieben, verhöhnt, mißhandelt, beinahe totgeschlagen! Dies das Erleben dieses Tages, des schwärzesten, den ich je erlebt. Nun sitze ich hier, außerhalb der Gemeinde, ein Verstoßener, einsam zwischen Himmel und Erde, einsam mit meiner Qual. Meine Sonne ging unter mitten am hellichten Tage. Hinter mir die Trümmer eines verfehlten Lebens, vor mir gähnt eine Finsternis, die mein Auge nicht zu durchdringen vermag.

Der Tag ist zu Ende. Die Schatten des Abends sen-

ken sich über die Erde, und bald werden tausende und abertausende Sterne aufflammen über Berg und Tal und herabschauen auf einen armen Erdensohn, dessen Licht erloschen ist. Welch ein grauenhafter Tag ist zu Ende gegangen! Jahre und Jahrzehnte, ein ganzes Leben ist in diesem einen Tag zusammengepreßt. Alles Gewesene war bloß Vorbereitung, alles Kommende wird von seiner Last beschwert sein. Auf diesen einen Tag habe ich mein Leben lang gewartet, in dessen Schatten werde ich fürderhin mein Dasein fristen, bis ich den letzten Atemzug ausgehaucht.

Wie konnte dieser Tag dem Licht geboren werden? Ein einsamer, stiller Mann war ich Zeit meines Lebens. Ich ernährte mich von meiner Hände Arbeit, niemals hatte ich mit den Händeln der Welt zu schaffen. Friedsam lebte ich mein Hirtenleben auf den Höhen von Tekoa, dort unten in Judäa. Meine Herde war meine Welt. Tag um Tag, Woche um Woche wanderte ich mit meinen Schafen auf entlegenen Hängen, und lernte das Glück des Alleinseins lieben. Endlos weitet sich der Raum um mich, strahlend wölbt sich der Himmel gleich einem schützendem Dach über meinem Haupte, und in der Stille vernehme ich einen Widerhall vom ewigen Sange des Daseins. Einen Teil des Jahres verbrachte ich unten an der Küste, wo ich Feigen züchtete. Dort durfte ich mich zu den Menschen gesellen; bisweilen sehnte ich mich jedoch zurück nach meinen Schafen. Es waren Weinbauern, Fischer, Handelsleute von fernen Küsten. Diese erschlossen mir die Welt der Menschen, sie erzählten mir von fernen Völkern und von

dem gewaltigen Reiche im Osten, das seinen furchtbaren Siegerarm ausgestreckt über die Völker der Erde. Im Geiste sah ich ferne Reiche und das Gewimmel kämpfender Nationen, und die Schlechtigkeit der Welt tat sich auf vor mir. Ein Doppelleben lebte ich zwischen Schafen und Menschen, zwischen der Einöde der Höhen und der lärmenden Unruhe der Küste. Immer mehr öffnete sich mir die weite Welt, und mein Geist grübelte über die dunklen Rätsel unseres Daseins.

Eines Tages kam die Hand des Herrn über mich, plötzlich, geheimnisvoll, unwiderstehlich. Ich fühlte mich erfaßt von einer überirdischen Macht, die mich wegführte von meiner Hütte auf der Höhe und von meinen Schafen. Ich glaubte deutlich eine Stimme von oben zu vernehmen, die zu mir sprach: „Gehe hin und weissage meinem Volke Israel.“

Soll ich weissagen? Soll der scheue, stille Amos, der einsame Hirt, der sich nie mit anderem als mit Feigen und Schafen beschäftigt, den härigen Bettlermantel über seine Schultern werfen, seine Herde und seine Sykomoren verlassen und in die Welt hinausziehen, um den Menschen Gottes Strafgericht zu künden? Ich ahnte ja, was meiner wartete. Man würde mir mit Verachtung und Mißtrauen begegnen, man würde mich verdächtigen, verfolgen, verlachen und peinigen. Wie, würden die Leute sagen, dieser Amos, dieser verwilderte Wüstenmensch, dieser ungebildete Hirte, der niemals in einer Schule gelernt, niemals den Mund aufgetan, niemals den Schatten eines Propheten oder Propheten-

schülers gesehen, soll er unser Prophet werden und uns Gottes Botschaft bringen?

Doch es war stärker als ich. Ich konnte nicht widerstehen. „Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Der Herr redet, wer sollte nicht weissagen?" Ich fühlte etwas Unsichtbares an mich herankommen: Es faßte mich an der Hand, so weich, so mild, so himmlisch mild — doch keine Kette von Eisen hält so fest wie der Griff dieser himmlisch weichen Hand, von der ich mich nicht mehr freimachen konnte. Ich folgte meinem unsichtbaren Führer. Ich mußte folgen. Ich war nicht mehr ich selbst, ich war Diener, Bote, Werkzeug. Eines Morgens zog ich den Bettlermantel über meine Schultern, ergriff meinen Stab und nahm schluchzend Abschied von meiner geliebten Hütte und meinen guten Schafen, von den stillen Hängen, Tälern und Triften. Der Weg zu dieser Höhe schien mir eine Ewigkeit zu währen. Bei dieser Wanderung zu unbekannten Schicksalen hin wurde ich völlig verwandelt. Der alte Amos war tot; ein neuer Amos folgte seiner unerbittlichen Berufung.

Als ich mich heute morgen zum Reichsheiligtum auf der Höhe von Bet-El begab, ward ich entmutigt. Die Menschen hörten nicht auf meine Reden. Sie sagten: Gib dir keine Mühe mit uns, wir brauchen deine Predigten nicht. Andere drohten: Nimm dich in acht vor dem Hohepriester!

Mein Spiel war verloren, ehe ich es begonnen. Ich wäre am liebsten umgekehrt, zurück zu meiner Herde, zu meinem Frieden, zu meiner Freiheit. Doch die unsichtbare Hand hielt mich fest.

Auf einmal stand ich im Vorhofe des Tempels, mitten unter der festfeiernden Menge. Männer und Frauen, in kostbare Gewänder gehüllt, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, sangen und tanzten unter wüstem Lärm von Pauken und Psaltern. Andere saßen an Tischen, die vollbeladen waren mit Wein und mit Fleisch von gemästeten Kälbern; gerötete Gesichter, halbberauschte Frauen, Opferrauch, Tierblut, Menschenschweiß.

Weh mir, daß meine Augen diesen tiefen Verfall meines Volkes schauen mußten! Wie konntest du so tief sinken, mein Volk Israel! Wie wagt ihr es, unseren Vater im Himmel zu lästern mit solch abscheulichen Festen, mit Kälbern und Wein und wildem Geheul! Wie könnt ihr solche Gotteslästerung begehen, die gewissenlose Priester Religion zu nennen wagen? Gerade hier, auf der Höhe von Bet-El, an dieser geheiligten Stätte, an der unser Vater Jakob mit reinem Herzen Gott gesucht und gefunden — ohne Priester, ohne Blutopfer, ohne lärmende Feste! Ein nackter Stein wurde an dieser Stelle errichtet, wo jetzt dies stolze Reichsheiligtum steht. Ein frommer Mann, gleich mir unter seinen Schafen aufgewachsen, ein einsamer, armer Mann, der nichts besaß als seine reine unverdorbene Seele, hat an diesem gesegneten Orte Gott in seinem Innern erlebt; hier schaute er die Leiter, die unsere Erde mit dem Himmel verbindet. Dies war echte Frömmigkeit: die Erhebung der einsamen Seele zum selbsterlebten Gott. Das war die Religion des gottesfürchtigen Menschen, keine Augenweide für die Menge, kein angelernter Priester-

dienst. Was ist aus der reinen Gotterkenntnis Jakobs geworden? An dieser Stelle, wo Jakob die Pforte zu seinem Himmel gefunden, schauen nun meine Augen dieses gewaltige Heiligtum: prachtvolle Opferaltäre, hoffärtige Priester, einhergehend in gleißendem Ornat, festlich gekleidete, übermütige Menschen, die opfern, niederknien, singen und tanzen, essen und trinken und sich gütlich tun — doch der Herr weilt nicht unter ihnen. Das reine Gotterlebnis Vater Jakobs ist hier zu abstoßender Volksbelustigung erniedrigt. Wie konntest du so tief sinken, mein Volk Israel!

Da kam es über mich. Es war mir, als ginge dieses ganze Volk singend und tanzend seinem Untergange entgegen. Das Heiligtum erschien mir wie ein großer Friedhof, der seinen Rachen aufgetan, um dieses ganze Geschlecht zu verschlingen, von welchem der Herr sein Angesicht für immer abgewandt. Ich stürzte mich mitten unter die Menge, und eine fremde Stimme, die nie die meine war, sang aus mir, nach der alten Trauermelodie, die Totenklage über Israel:

Gefallen ist sie,
nimmer steht sie auf —
die Jungfrau Israel!
Geschlagen ist sie
in dem eignen Land —
Keiner sie aufrichtet!

Auf allen Plätzen Jammer,
in jeder Gass' tönt's: Weh!
Zur Klag' man ruft den Landmann,
zum Weinen Trauersänger.
In jedem Weinberg Jammer!

Durch die Menge ging ein unheilverkündendes Rauschen. Ich stand auf meinem Platze, durchbohrt von hunderten von mörderischen Blicken. Ich schrie all mein Herzweh hinaus, all die schwere Not, die auf meiner Seele lastet: die Not, dem schuldbeladenen Volke Israel anzugehören. Und das schwerste von allem: die Not, zum Propheten auserkoren zu sein, verurteilt zu sein, Tag um Tag zu diesen Menschen zu gehen, ihnen zu sagen, was sie nicht hören, und ihnen zu künden, was sie nicht tun wollen.

Plötzlich tauchte die mächtige Gestalt des Hohepriesters vor mir auf, und ich vernahm seine schneidende Stimme: „Du Seher, geh und flieh ins Land Juda! Iß Brot daselbst und weissage daselbst. Weissage nicht mehr zu Bet-El, denn hier ist ein königliches Heiligtum und ein Reichstempel!“ Ich wandte mich gegen Amazja und rief: „Ich bin kein Prophet und kein Prophetenschüler, sondern ein Hirt bin ich und ich züchte Sykomoren. Doch der Herr führte mich von den Schafen fort und sprach zu mir: Geh hin und weissage meinem Volke Israel!“ In meiner Verzweiflung schleuderte ich Worte des Fluches gegen den Hohepriester: „Deine Söhne und deine Töchter werden durch das Schwert fallen, dein Acker wird mit der Bleischnur aufgeteilt werden, du selbst wirst auf unreiner Erde sterben, und Israel wird aus seinem Lande verjagt werden!“

Mein Schicksal war besiegelt. Ehe ich wieder zur Besinnung kam, war ich aus dem Heiligtum verstoßen.

Ich fühlte die derben Fäuste, die mich gepackt, ich hörte das Hohngelächter aus hunderten von Kehlen, ein böses, vergiftetes Lachen, in dem alle Gemeinheit und alle Niedrigkeit gesammelt waren, ein Lachen, das ich nie mehr vergessen kann, das mir folgen wird auf allen meinen Wegen und noch in der Todesstunde in meinen Ohren tönen wird.

Ich erinnere mich nicht mehr all der Worte, die meinem Munde entströmten. Doch ich weiß, daß ich dort stand wie ein Ankläger: einer gegen alle, ein Fremdling, von Feinden umgeben. Als ich diese Menschen vor mir sah, diese übersättigten und noch in ihrer Sattheit hungrigen Menschen, da empfand ich es deutlicher als je: sie und ich — wir sind zwei verschiedene Welten. Ich bin Landmensch und sie sind Stadtmenschen. Welch ein Abgrund zwischen Stadt und Land! Ich bin Gottes Kind, an die Scholle gebunden, ich lebe mein Leben im sonnigen Vaterhause, unter freiem Himmel, im Schoße der Mutter Erde, zusammen mit Tier und Baum und Blume. Ich besitze nicht viel, aber ich brauche noch weniger. Ich bin nicht arm und nicht reich: ich bin geborgen. Ich leide keine Not, ich bin ruhig und zufrieden. Ich habe es nicht nötig, mich an dem Rechte meiner Mitmenschen zu vergreifen; ich brauche nicht zu lügen und zu fälschen und meine Seele zu besudeln. Sie hingegen sind verlorene Söhne Gottes. Sie sind aus dem Vaterhause fortgelaufen. Gottes Sonne leuchtet nicht über ihren Häuptern und der Himmel lacht ihnen nicht entgegen. Sie raffen an sich soviel sie können. Sie ersinnen künstliche Bedürfnisse, neue mit jedem Tag,

und müssen nach immer trüberen Quellen graben, um sie zu befriedigen. Luxus und Gerechtigkeit gedeihen nicht nebeneinander. Der Überfluß des einen wird mit der Entbehrung des anderen erkauft. Der Überfluß macht den Menschen zum Raubtier und das Leben zu einer Jagd auf hilfloses Wild. Der Überfluß ist der Feind!

Ich bin ein unwissender Hirte, und sie sind kenntnisreich und gelehrt. Doch sie holen ihre Weisheit aus toten Buchrollen, das Wissen macht sie nicht besser, nicht reiner, nicht glücklicher. Mein Buch ist Gottes schöne Welt und meine Seele fühlt Seine Nähe. Ich wollte ihnen, den Gottfernen, bringen die Botschaft der Erde, der gottnahen.

Wir standen vor dem Heiligtum, ich und sie, Land und Stadt, zwei Welten, und ich sprach zu ihnen in einer fremden Zunge, der Zunge des Landmenschen, die sie nicht verstehen:

„Höret dies Wort, ihr Basans Kühe auf den Bergen Samarias. Ihr, die ihr Arme bedrücket, Dürftige zermalmet, die ihr zu euren Eheherren sprechet: Schaff her, daß wir zechen! . . .

Die ihr auf elfenbeinernen Lagern lieget, gemächlich hingestreckt auf euren Betten. Die ihr Lämmer verzehret von der Herde und Kälber aus der Mastung. Die ihr spielet auf dem Psalter — wie des David wähnen sie ihr Saitenspiel. Die ihr Wein trinket aus Pokalen und euch mit Balsam salbet . . .

Die ihr den Gerechten befeindet und euch bestechen lasset und die Armen im Tor unterdrückt . . .

Höret dies, die ihr den Armen nach dem Leben trachtet und die Elenden im Lande verderbt. Die ihr sagt: Wann will denn der Neumond ein Ende haben, daß wir Getreide verkaufen, und der Sabbat, daß wir Korn feilbieten mögen? Da werden wir das Efa-Maß kleiner und den Schekelpreis größer machen ... Auf daß wir die Armen um Geld und die Dürftigen um ein Paar Schuhe unter uns bringen und Spreu für Korn verkaufen.

... Denn der Herr hat geschworen bei seiner Heiligkeit: Siehe, es kommt die Zeit über euch, da man euch wird herausziehen mit Angeln und eure Nachkommen mit Fischhaken. Da werde ich Winterhaus und Sommerhaus zerstören und die elfenbeinernen Häuser sollen untergehen und viele Häuser verderbt werden — spricht der Herr."

Ich glaubte ihren stummen, verstockten Widerspruch zu vernehmen. Sie schienen zu denken: Wagt dieser Unheilskünder uns einzureden, es wäre Sünde reich zu sein? Sollte es uns versagt sein, unser Leben mit dem Guten zu verschönen, das der Herr in seiner Gnade uns hat erwerben lassen? Sollten wir alle miteinander in zerrissenen Sandalen, härigen Mänteln und mit zottigem Haar einhergehen und uns von Maulbeerfeigen ernähren, gleich diesem Wüstenmenschen, der anscheinend den Verstand verloren? Sind wir ein sündiges Geschlecht? Sammeln wir uns nicht an Sabbaten und Festtagen, um Gott zu dienen? Opfern wir Ihm nicht von unserem Besten und Kostbarsten? Verherrlichen wir

nicht seinen großen Namen mit Gesang und Psalterspiel? Und hat nicht der Herr durch mannigfache Zeichen, die niemand mißdeuten kann, uns seine Gnade bewiesen und uns wissen lassen, daß wir seine Auserwählten seien, die er bewacht und beschützt? Wir sind ein glückliches Geschlecht, von Gott geliebt. Wer sähe es nicht, daß Er mit uns ist und mit unserem Lande! Unsere Feinde hat Er zu Boden geschlagen und unseren König Jerobeam hat Er dieses mächtige Reich errichten lassen. Er hat all seine väterliche Liebe über uns ausgegossen und das Werk unserer Hände gesegnet — wie wagt es dieser unwissende Bauer uns zu schmähen, uns und unser Land und unsern Gott?

Abermals fühlte ich den Abgrund, der zwischen mir und ihnen klaffte. Wir verehren nicht denselben Gott, wir bekennen nicht denselben Glauben. Ihr Gott ist ein hungriger und durstiger Gewaltherrscher, der sich bestechen läßt und die Reichen beschützt; ihr Gott ist der himmlische König eines einzigen Volkes, der andere Völker grausam vernichtet, um seinen eigenen Untertanen den Weg zu ebnen. Ihre Gottesfurcht ist leeres Lippenwerk, eingelerntes Menschengebot, eine bequeme Religion für Sabbate und Neumondstage, ein Ruhebett für schlechte Gewissen. Mein Gott hingegen ist unser aller gemeinsamer Vater im Himmel, ein gerechter und strenger Richter. Er läßt seine Sonne leuchten über Arme und Reiche, Er liebt die Schwachen und haßt die Gewalttätigen. Das einzige, das Er von uns fordert, ist Gerechtigkeit: Daß wir das Gute tun und das Böse meiden. Er läßt niemanden ungestraft, der von Seinem

Wege abweicht und die ewigen Grundlagen des Daseins zu erschüttern wagt. Meine Gottesfurcht ist nicht an Raum und Zeit gebunden, ist nicht eingezwängt in priesterliche Formen. Meine Frömmigkeit ist mein Gehorsam: Ich lebe meinen Glauben, ich tue ihn, jeden Tag und jede Stunde. Mein Opfer ist Gerechtigkeit, mein Gebet ist dienende Güte. Mein Dasein ist ein einziger, ununterbrochener Gottesdienst. Ich habe den Herrn allezeit vor meinem Angesichte, und ich gehe die Wege, die Er mir weist.

In meiner Sprache, der fremden Sprache, die jene nicht verstehen, redete ich zu ihnen von meinem Gottesglauben:

„Ich hasse und verabscheue eure Feste, eure Festversammlungen kann ich nicht ertragen. Ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer darbringt, so nehme ich sie nicht entgegen. Eure Dankopfer von gemästeten Kälbern mag ich nicht sehen. Schaffe hinweg von mir deiner Lieder Lärm! Das Spiel deiner Psalter mag ich nicht hören. Doch das Recht soll fließen wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein mächtiger Strom. Habt ihr mir Schlachtopfer und Speisopfer dargebracht die vierzig Jahre in der Wüste, ihr Haus Israel? . . .

So spricht der Herr zum Hause Israel: Suchet mich und ihr werdet leben. Suchet nicht Bet-El, kommet nicht gen Gilgal, gehet nicht nach Beer-Seba. Suchet Gott und lebet! . . .

Suchet das Gute und nicht das Böse, auf daß ihr lebet . . . Hasset das Böse und liebet das Gute, begründet das Recht im Tore, vielleicht wird der Herr

der Heerscharen gnädig sein den Überbleibenden von Josef."

Wieder glaubte ich ein trotziges Nein zu hören: Will denn dieser düstere Mann unsere Seelen vergiften, will er uns Furcht einjagen, als stünden wir vor einem Abgrund! Sind wir nicht des Herrn auserwähltes Volk? Ist nicht der Tag des Herrn nahe? An dem Tag wird das große Wunder geschehen, da der Herr sich in all seiner Herrlichkeit vor den Völkern der Erde offenbaren wird. Vorerst wird ein schweres Unwetter losbrechen über die sündigen Heidenvölker. Eine Welt wird zusammenstürzen und alle stolzen Mächte werden zermalmt werden. Könige werden von ihren Thronen stürzen, Helden werden sich im Staube wälzen. Dann aber wird ein neuer Morgen über einer glücklichen Menschheit grauen; der Himmel wird sich öffnen und seine reichen Gaben ausschütten über eine verjüngte Erde. Berge und Täler werden verschwinden, die Quellen von Milch und Honig überfließen, die Erde Saat in üppiger Fülle hervorbringen. Die Menschen werden in Frieden und Sicherheit leben, Leid und Not für immer verschwinden. Dann werden sich öffnen die Augen der Heidenvölker und sie werden Gottes Herrlichkeit schauen. Sie werden sich sammeln um das auserwählte Volk Gottes und sagen: Wir haben gelernt unsere Verirrung einzusehen. Kommt, lasset uns gemeinsam anbeten den Herrn des Weltalls, lasset uns wandeln in seinen Wegen!

Also denkt ihr wohl in eurer Verstocktheit und ihr

betrüget euch selber in eurem Trotz. Wehe über euch, ihr Verblendeten, die ihr Augen habt und nicht sehet, die ihr Ohren habt und nicht höret! Fühlt ihr denn nicht, daß der Tag des Herrn ein verheerender Gerichtstag sein wird über alle Bösen und Sünder, vor allem ein Gerichtstag über euch selbst, die Auserwählten und Geliebten: „Bloß euch habe ich unter allen Geschlechtern der Erde erwählt. Darum werde ich an euch heimsuchen alle eure Missetaten!" Womit habt ihr es denn verdient, auserwählt zu sein? Alle Völker sind Gottes Völker, jedes an seinem Platz, den Er ihm angewiesen. Er befreit sie, wenn sie schuldlos vergewaltigt werden; Er züchtigt sie, wenn sie seine ewigen Gebote übertreten. „Seid ihr mir nicht gleich den Kindern Äthiopiens, ihr Israels Kinder, spricht der Herr. Habe ich nicht Israel geführt aus dem Lande Ägypten, und die Philister aus Kaphtor und die Aramäer aus Kir?" Wiegt euch nicht in dem Wahne, Gottes Sonne werde über euch leuchten, wenn sie für die anderen untergeht. Wartet nicht auf den Tag des Herrn, wenn Er Nacht niedersenken läßt über die Erde!

Wehe euch, ihr Sorglosen in Zion,
ihr Sorglosen auf Samarias Berg!
Die ihr euch freuet über nichts,
die ihr sprechet: Mit unserer Kraft
haben wir Hörner uns verschafft.

Weh euch, die ihr auf den Tag des Herrn wartet! Was soll euch der Tag des Herrn? Dieser Tag ist Finsternis und nicht Licht. Gleich wie einer flieht vor dem Löwen und es trifft ihn der Bär, da eilt er nach

Haus und lehnt seine Hand an die Wand und es beißt ihn die Schlange. Ja, Finsternis ist der Tag des Herrn und nicht Licht, dunkel ist er und nicht hell . . .

Am selbigen Tage, spricht der Herr, will ich untergehen lassen die Sonne am Mittag und verfinstern die Erde am lichten Tage, da werde ich eure Feiertage in Trauer wandeln und alle eure Lieder in Klage. Ich werde einen Sack ziehen über alle Lenden, und jegliches Haupt wird kahl.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schlage auf den Knopf, daß die Schwellen erbeben und die Splitter ihnen allen auf den Kopf fallen... Keiner von ihnen soll entkommen, keiner soll gerettet werden.

Und wenn sie sich gleich in die Unterwelt vergraben, soll sie doch meine Hand von dort holen. Wenn sie zum Himmel sich erheben, will ich sie von dort herniederstürzen.

Und wenn sie sich gleich versteckten auf den Gipfel des Karmel, will ich sie von dort herunterholen. Und wenn sie sich vor meinen Augen auf dem Grunde des Meeres verbergen, so gebiete ich der Schlange, sie zu beißen.“

Zu einem harthörigen Geschlechte habe ich gesprochen, das nicht hören kann. Reine Worte sprach ich zu einem unreinen Volke. Gottes Botschaft brachte ich denen, die Ihn hassen. Das Unmögliche habe ich gewagt; nun ist mein Weg versperrt für immer. Nicht mehr finde ich einen Weg zu ihren Herzen. Mit leeren

Händen kehre ich zurück zu meiner einsamen Hütte auf der Höhe und zu meinen Schafen, ein besiegter Mann.

Doch mein Weg ist nicht zu Ende! Wer einmal die Stimme Gottes in seinem Innern vernommen, der kann sich von ihrem Zwange nie mehr freimachen. Ich kann mich nicht mehr ganz meiner Herde und meinen Sykomoren weihen. Ich habe eine Botschaft an die Menschen. Ich muß ihnen diese Botschaft bringen! Ich muß den Weg zu den Menschen finden: Wenn nicht heute, so morgen; wenn nicht zu meinen Lebzeiten, so nach meinem Tode. Ich werde tun, was seit Mose kein Prophet getan: Ich werde niederschreiben die Worte, die der Herr in meinen Mund gelegt. In unzerstörbaren Rollen werde ich sammeln all das Weh und all die bittere Not, die mein Inneres verzehren. Auf die Häute meiner toten Schafe werde ich einritzen, mit einer Schrift, die nie verblaßt, Gottes ewige Forderung an die Menschen: Seid rechtfertig, seid reinen Herzens, suchet das Gute.

Sie wollten mich nicht hören, darum werde ich sie zwingen, meine Rollen zu lesen. Auf allen ihren Wegen soll ihnen mein weckendes, mahnendes, strafendes Wort folgen, bei ihren Zusammenkünften und Freudenfesten, auf öffentlichen Plätzen und in Stadttoren und bis in ihr einsames Gemach. Wie ein beunruhigender Schatten werde ich ihnen folgen, Tag und Nacht, und nimmer von ihnen weichen. Wenn der große Haufen keine Augen haben wird für diese Feuerschrift, eingeritzt auf Schafshäuten, so wie er keine Ohren gehabt für die

ewigen Worte, die Gott in den Mund des einfachen Hirten gelegt, so wird es doch einige Auserwählte geben, die sich entzünden werden an meiner Glut, und sie weitertragen werden zu kommenden Geschlechtern. Wenn ich vor meiner Zeit gekommen bin, ein verirrter Sommervogel, der aus wärmeren Himmelsstrichen heimgekehrt, ehe der Winterschnee geschmolzen war, so werden ungeborene Geschlechter geweckt werden von meinem Rufe und ihren Hunger stillen an meinem ewigen Brot. Bin ich verurteilt, tot zu sein bei lebendigem Leibe, so werde ich nach meinem Tode leben, solange ein Funke vom göttlichen Feuer in einer Menschenbrust glüht.

„Sieh, Tage kommen, spricht der Herr, da ich Hunger werfen werde über die Erde: Nicht Hunger nach Brot, nicht Durst nach Wasser, sondern das Wort Gottes zu hören. Und sie werden wandern von Meer zu Meer, und von Mitternacht gen Morgen werden sie umherirren, um das Wort Gottes zu suchen, doch sie werden es nicht finden."

Zu einem fernen Geschlechte werde ich sprechen, zu einem glücklicheren Geschlechte, das Brot haben wird zu essen und Wasser zu trinken, das gesegnet sein wird mit den Gütern der Erde und alles besitzen, was das Herz begehrt. Doch dieses glückliche Geschlecht wird eines Tages erwachen, mit zehrender Leere in der Seele, wunschlos und freudlos, unzufrieden mit sich selbst und mit dem Leben, und es wird suchen, suchen was es nicht finden kann, was es nicht mit Namen nennen kann.

Zu diesem hungrigen und durstigen Geschlechte werde ich sprechen, lange nach meinem Tode.

Euch, ihr Spätgeborenen, hinterlasse ich mein Wort, das Wort, das der Herr in meinen Mund gelegt, eine Feuersäule in der Finsternis, eine Rettung in der Not, eine Quelle lebendigen Wassers, daß ihr löschet euren Durst und sättiget eure hungrigen Seelen.

JESAJA

Der Prophet des ewigen Friedens

ERSTES GESPRÄCH

Auf dem Tempelberg in Jerusalem. Auf einem Ruinenhügel, welcher die östliche Seite der Anhöhe säumt, sitzen zwei Männer im Gespräch vertieft. Der eine ein Alter mit weißem Bart, doch voll von Kraft und Jugendlichkeit; der andere fast noch ein Jüngling, still und ernst, mit durchgeistigten Gesichtszügen.

DER ALTE: Hier oben ist es köstlich zu weilen. Du batest mich, daß ich versuchen möchte, dich in die Welt Jesajas einzuführen. Kein Platz eignet sich besser dazu als dieser. Atme diese Luft, mein Sohn, eine reinere findest du kaum auf unserer Erde. Hier sind wir mitten in der Welt, in welcher Jesaja gelebt und geträumt. Vieles von dem, was uns hier umgibt, zeugt von ihm und von seinem Werk. Oft wird der Prophet diesen Weg gegangen sein, den wir soeben zurückgelegt durch diese Allee von Zypressen und Ölbäumen, die ganz in Frieden gebettet ist. Öffne deine Augen und sieh, welche Herrlichkeit uns hier umgibt, welche Klar-

heit, welche Hoheit! Lächelnd grüßen uns die Ölbäume mit ihrem durchsichtigen Schatten, und durch leuchtendes Grün schimmern grauweiße Kalkfelsen, stumm und ernst. Sieh diese festliche Blumenpracht, die sich ausbreitet auf diesen Teppichen in Blau und Purpur, schimmernd im silberglänzenden Schein des Mondes. Hier bekommt man eine Ahnung vom tiefen Frieden im Weltall, wo das Starke mit dem Schwachen in ruhevoller Harmonie lebt und wächst. Diese Luft atmete Jesaja. Von dieser Höhe herab kreiste sein Blick über seinem geliebten Jerusalem. Kein Laut von der kampferfüllten Welt dort unten erreichte ihn, unsichtbar waren die Ruhelosen, deren Leben eitel Streit ist. Mitten in dieser Welt des Friedens wuchs des Propheten Glaube an Gott, an das Dasein und an die Menschen. Hier gebar seine Seele den Traum von dem kommenden Messiasreiche, das wir mit eigener Kraft aufbauen werden, das Reich des allgemeinen Friedens.

Sieh, mein Sohn, diesen Rasenplatz hier neben uns, mit den kargen Bäumen, die ihn umsäumen. Hier befand sich vermutlich die Säulenhalle Salomos, welche sich in doppelten Reihen am Ostrande des Vorhofes erstreckte. Von dieser Stelle mag wohl Jesaja zu dem versammelten Volke geredet haben. Stark und streng war sein Wort, wie gehauen aus diesen kahlen trotzigen Felsen. Was er gekündet, bewegte sich im wesentlichen um den Gedanken, der seinem Herzen so nahe stand: den Gedanken vom ewigen Frieden. In ihm selbst war etwas von jenem Ssar-Schalom, dem Friedensfürsten, den er gekündet. Er selbst war der erste und der größte

unter denen, die das kommende Zusammenleben der Menschen in Frieden mit dem Blicke der Seele geschaut.

Jesaja, Jesaja, du gewaltiger, allumfassender Friedensfürst, erwache, und erhebe von neuem deinen Ruf an die Menschen. Vollende dein Werk, das du einstmals an dieser Stelle begonnen! Hier fühle ich deine Nähe. Hier vernehme ich deine erschütternde Stimme, die seit Jahrtausenden vergebens zu einer verirrten Menschheit gerufen. Du hast nicht bloß zu deiner Zeit geredet. Über Zeit und Raum hinaus erhobest du deinen Ruf an ein spätgeborenes Geschlecht, das leben wird „beacharit-hajamim", am Ende der Tage. Wir sind jenes Geschlecht, das du einstmals angerufen, und unsere Ohren haben sich deiner Botschaft geöffnet. Du bist tot seit sechzig Menschenaltern, doch in unserer Mitte ist keiner lebendiger als du. Einst der Prophet eines kleinen Stammes im abseits gelegenen Judäa, bist du nun der Seher des Menschengeschlechtes geworden, und dein scheintotes Wort lebt in unseren Herzen. Erwache, Jesaja, deine Zeit ist gekommen.

DER JUNGE: Deine Worte, Meister, versetzen mich in eine seltsame Stimmung. Als du so eindringlich nach Jesaja gerufen, schien es mir einen Augenblick, als sollte er bald heraufkommen und sagen: Hier bin ich. Doch nein! In meiner Vorstellung lebt Jesaja als eine unpersönliche, geistige Macht, das höchste moralische Pathos, das je zu mir gesprochen. Doch niemals fühlte ich seine

persönliche Nähe, niemals hat er mir sein menschliches Angesicht gezeigt. Er ist so fern und fremd. Keine Wärme geht von ihm aus. Vergebens suchte ich hinter seinem Worte den lebendigen Menschen, den, der ringt und leidet, der liebt und mitfühlt. Nun ist es mir, als hättest du einen Schatten angerufen.

Der Alte: Schatten ist nicht das rechte Wort, mein Sohn. Kann ein Schatten das Weltall umarmen? Kann ein Schatten über Jahrtausende hinweg Widerhall in den Herzen der Menschen finden? Doch in einem hast du recht: Jesajas menschliche Gestalt ist in Dunkel gehüllt. Er schenkte uns unschätzbare Werte. Er gab uns den Glauben, der das Leben lebenswert macht. Er gab uns einen himmlischen Traum, wirklicher als alle unsere Wirklichkeiten. Doch ihn selbst sehen wir nicht. Er verbarg sich hinter seinem Wort, hinter seinem Traum. Er ist wie ein schneebedeckter Gipfel, leuchtend und lockend, überwältigend zu schauen, doch fern und kalt. Er ist wie ein rollender Donner, erschreckend und erschütternd, doch unsichtbar und weltenweit.

Jesaja spricht nicht über sich selbst. Er öffnet vor uns nicht die Geheimkammer seiner Seele. Er ist zu stolz, um uns von seiner persönlichen Not zu erzählen, von seinem Kampf und seiner Trauer. Liebt er uns, leidet er mit uns, blutet sein Herz, wenn er seine unglückschweren Prophezeiungen uns entgegenschleudert? Wir wissen es nicht. Bloß ein einziges Mal läßt er uns einen Schimmer von seinem Innern sehen. Du erinnerst dich an die Stelle, wo er von seiner Berufung zum Propheten



Geflügelte Gottheit
(assyrisches Relief)

berichtet. Er war noch ein Jüngling, ungefähr zwanzigjährig. Da hatte er eine Vision, und der Ruf des Herrn kam zu ihm. Er mag dies einmal im Tempel selbst erlebt haben, mitten während eines feierlichen Gottesdienstes. Opferrauch stieg zur Höhe und breitete einen dünnen Schleier über Menschen und Dinge, Priester verrichteten prunkvolle Zeremonien, Leviten sangen Hymnen zur Verherrlichung Gottes. Und Jesaja sah sich weit weg von Tempel und Gemeinde, ganz leibhaftig mitten im Umkreise Gottes. Doch laß uns hören, was er selbst erzählt:

„In dem Jahre, da König Usia starb, sah ich den Herrn auf einem hohen und erhabenen Throne sitzend ... Seraphim stehen über Ihm, ein jeder mit sechs Flügeln; mit zweien bedeckt er sein Angesicht, mit zweien bedeckt er seine Füße, und mit zweien fliegt er. Und der eine rufet zum anderen und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaot, die ganze Erde ist erfüllt von seiner Herrlichkeit. Da erbebten die Säulen der Pfosten von der Stimme des Rufenden und das Haus ward von Rauch erfüllt. Und ich sprach: Wehe mir, ich vergehe! Ich bin ein Mann mit unreinen Lippen, und ich lebe unter einem Volke mit unreinen Lippen, und meine Augen schauten den Herrn Zebaot. Da flog einer der Seraphim zu mir mit glühender Kohle in seiner Hand, die er mit der Zange vom Altare geholt. Er berührte meinen Mund und sprach: Nun hat dies deine Lippen angerührt, so ist deine Schuld gewichen und deine Sünde gesühnt. Da vernahm ich die Stimme des Herrn,

der sprach: Wen soll ich schicken und wer wird für uns gehen? Und ich sprach: Hier bin ich! Schicke mich!“

Du siehst, mein Freund, zu welcher Wortknappheit der Prophet sich zwingt. Man kann sagen: sein Bericht beginnt mit dem Schlusse. Nicht ein Wort darüber, was diesem entscheidenden Erlebnis vorangegangen. Nicht die mindeste Andeutung darüber, welche Erfahrungen seinen Sinn für die göttliche Botschaft geweckt, welche Kräfte ihn in den Jahren des Wachsens zum Propheten geformt. Doch eins ist klar: aus dieser kargen Schilderung leuchtet uns die Physiognomie eines Mannes entgegen, der sich seiner Kraft bewußt ist. Jesaja glaubt an sich selbst, er schwankt nicht. Er erscheint uns stärker als Mose, stärker als Jeremia. Bei ihm bedarf es nicht des Zwanges oder der Überredung. Mit Lust und mit Freude folgt er dem Rufe des Herrn.

Doch dies ist alles, was wir von seinem persönlichen Schicksal vernehmen. Wir hören gelegentlich, daß er Frau und Kinder hatte; wir hören von der freundschaftlichen Verbindung des Propheten mit König Hiskia. Darüber hinaus erfahren wir nichts.

DER JUNGE: Du sagtest, Meister, Jesaja wäre ein starker Mann gewesen. Bist du auch der Meinung, daß er ein neuer Mann war, einer, der neue Wege gewiesen?

DER ALTE: Er war ein neuer Mann. Seine seelische Kultur und seine reiche Bildung, sein klarer Blick für das Dasein, vereint mit einer vorher nicht dagewesenen

Macht über das Wort, lassen ihn einen Platz für sich einnehmen. Was er von Anbeginn verkündet, ist inhaltlich kaum neu. Neu ist die Kühnheit, die fast übermenschliche Wucht seiner Strafrede. Die Missetaten, deren er das Volk anklagt, haben andere vor ihm gegeißelt. Die Wege, die er weist, haben andere vorgezeichnet. Die Religion der Gerechtigkeit und Güte, die er kündet, ist die Weiterbildung jener Herzensreligion, welche ein Mannesalter vor ihm die Propheten im Reiche Israel, Amos und Hosea, gekündet. Er sieht in Juda denselben moralischen Verfall, gegen welchen jene Propheten in Israel ihre flammenden Anklagen erhoben. Ein sündiges Geschlecht, mit blutbefleckten Händen. Das Leben ruht auf Falschheit und Gewalt. Das Silber ist zu Schlacken geworden, der Wein mit Wasser verfälscht. Die Ältesten sind eine Diebesbande, die Fürsten jagen nach Bestechung. Die Religion ist Schein und Selbstbetrug. Nichts als Schlachtopfer und Brandopfer, Blut von Stieren, Lämmern und Ziegenböcken. Neumonde und Sabbate und Festtage — Untat und Festversammlung in einem. Es ist das wohlbekannte Bild. Du kennst es aus den Reden Amos' und Hoseas. Nicht ein Strich ist neu.

Auch das Heilmittel, das er kündet, ist im wesentlichen bekannt; es gehört zu jenen Wahrheiten, die immer wahr bleiben:

„Waschet euch, reinigt euch, schaffet weg eure bösen Taten von meinen Augen. Höret auf zu tun das Böse, lernt zu tun das Gute. Suchet das Recht, nehmet euch der Sache des Vaterlosen an, verteidigt die Witwe . . .

Wenn auch eure Sünden rot sind wie Blut, so können sie weiß werden wie Schnee. Wenn sie auch rot sind wie Scharlach, so können sie werden wie weiße Wolle."

Der Junge: Du hast recht, Meister. Ich erkenne Amos in jedem Wort wieder. Aber es ist eine Festigkeit in seinen Worten, die der primitive Amos nicht hat; es ist ein poetischer Schwung in seiner Rede, welcher Hosea fremd war. Du erwähntest, Meister, Jesaja hätte uns einen Glauben gegeben. Ist dieser Glaube das Neue, das seinen Vorgängern fremd war?

Der Alte: Der Gottesglaube, der Jesaja erfüllte und den er uns lehrt, gehört ihm selbst. Die Religion Amos' war ausschließlich Gerechtigkeit: es ist das geradlinige Lebensgefühl des Primitiven, in dem das Sittengebot mit der Unerbittlichkeit einer Naturgewalt lebt und wirkt. Hosea ist kultivierter, beseelter, und sein Weltgefühl hat mehr als bloß diese eine Dimension. Doch erst bei Jesaja bricht das göttliche, allumfassende Weltahnen sieghaft hervor. Jesajas Religion umspannt mehr als das sittliche Leben, mehr als Recht und Gerechtigkeit. Er ist nicht nur Mitmensch, er ist vor allem Mensch. Sein Ich ist dem göttlichen Du zugewandt, nicht bloß dem menschlichen. Seine Religion ist Gottgefühl, Gotterlebnis, die zwingende Gewißheit von der Gegenwart Gottes. Sein religiöses Bekenntnis wird vom Glauben getragen, von seinem unerschütterlichen Vertrauen in Gottes weise und gerechte Weltleitung. Niemals läßt er sich durch den täuschenden

Augenschein verwirren, niemals kann die Erfahrung der Stunde sein Gottvertrauen ins Wanken bringen. Es gibt eine feste Ordnung in unserem Dasein, es gibt eine innere Gerechtigkeit in allem, was geschieht, gleichviel ob unser kurzsichtiger Blick sie wahrnimmt oder nicht. „Rühmet den Gerechten, ihm geht es gut, denn die Frucht seiner Werke wird er genießen. Wehe dem Frevler, ihm geht es schlecht, denn nach dem Verdienst seiner Hände wird ihm getan werden.“ Sein Gott ist nicht nur Weltenschöpfer, er ist Weltenlenker, die bewegende, treibende, ordnende Macht des Weltgeschehens, der Gott der Geschichte. „Hingestellt hat sich zu rechten der Ewige, und Er steht, die Völker zu richten.“ In dieser festen, göttlichen Weltordnung fühlt er sich niemals einsam, niemals sich selbst oder dunklen Mächten überlassen. Das Grundwort in seiner Religion ist vielleicht der symbolische Name, den er einem seiner Söhne gab: IMANU-EL, mit uns ist Gott. Diese lebende Gewißheit von der Gegenwart Gottes ist die Quelle seines Glaubens, die er — so wie keiner vor ihm — in den Mittelpunkt des religiösen Lebens stellt.

DER JUNGE: Es scheint, als ob Hosea bis zu einem gewissen Grade sein Lehrmeister gewesen. War es doch dieser, der zuerst DAAT-ELOHIM, das innere Wissen um Gott, als das Wesentliche in der Religion bezeichnet. Ich habe es noch frisch im Gedächtnis, Meister, wie du mir jenen wunderbaren Satz gedeutet, der Hosea zum Bahnbrecher einer höheren Religion macht:

Denn Liebe begehr' Ich,
und nicht Schlachtopfer;
und Wissen um Gott
mehr als Brandopfer.

Merke dir wohl diesen Satz, so sagtest du mir damals, denn dieser ist der Schlüssel, der den Eingang in das Allerheiligste der prophetischen Religion öffnet. Dieser Satz ist kein poetischer Parallelismus, er sagt zweierlei aus: die zwei tragenden Kräfte der Religion seien Sittlichkeit und Gottgefühl, die Gerichtetheit des Menschen zum Menschen und die des Menschen zu Gott. Das ist mehr und anderes als Amos' Gerechtigkeitsreligion. Und nun hast du mich sehen lassen, wie Jesaja in dieses hoseanische Wunderwort Leben gehaucht, wie er diesen Funken zur hellen Flamme entfacht hat.

DER ALTE: Was du, mein Sohn, von Hosea sagst, trifft wohl zu. Keiner hat über Religion tiefere Worte gesagt als die, die du soeben angeführt. Sie sind der Grundstein, auf welchem Jesaja seine innere Welt gebaut — seinen lebendigen Gottesglauben. Ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß er uns eine neue Pforte zum Himmel geöffnet. Deutlicher als irgendeiner vor ihm zeigte er uns die Lebensmacht, mit der wir am meisten rechnen müssen: Das Unsichtbare. Dieses Unsichtbare umhüllt den Einzelnen sowohl wie die Völker, es ist in allem und bewegt alles. Es ist stärker als unsere Stärke, weiser als unsere Weisheit. Wir alle, von den Kleinsten bis zu den Größten, sind eingefügt in eine unerbittliche, gottgewollte Ordnung, die wir nicht un-

gestraft durchbrechen können. Die göttliche Vorsehung wölbt sich wie ein Dach über unseren Häuptern und gewährt uns Schutz und Sicherheit. In dieser sind wir geborgen. Was sind wir, was ist unsere Kraft? Der Mensch soll sich nicht einbilden, das Geschick meistern zu können, soll sich nicht unterfangen, in die göttliche Weltleitung einzugreifen. Der Mensch soll seine Pflicht tun, soll den Platz ausfüllen, auf den Gottes Wille ihn gestellt. Er soll die beiden unverrückbaren Säulen des Daseins festhalten — Mischpat und Zedaka, Recht und Wohltun. Dies allein ist sein Amt; alles andere ist in Gottes Hand. Dies ist der Kern der Lebensweisheit Jesajas. Er weiß, daß unser Dasein nicht von uns selbst gestaltet wird; es gibt andere, außerhalb unser stehende Kräfte, die unser Dasein mitgestalten. Diese Kräfte sind unsichtbar, unfaßbar, wir können sie nicht wägen noch messen, doch sie sind lebende, wirkende Kräfte in unserem Dasein. All unsere Unruhe, all unsere Gewaltsamkeit, alle unsere Übergriffe und Missetaten haben ihren Ursprung darin, daß wir mit diesen unsichtbaren Kräften nicht rechnen. Gottes Macht und Gerechtigkeit sind für uns außerwirkliche, außerweltliche Dinge, welche unsere Entschlüsse nicht bestimmen. Wir machen unsere Pläne ohne Ihn, wie wenn Er nicht da wäre. Wir glauben allein, mit eigener Kraft, das Übel abwehren zu können, allein alle Hindernisse aus unserem Wege räumen zu können; und wenn uns Unrecht geschieht, uns mit eigener Kraft Recht verschaffen zu können. Wir wollen allein, bloß auf unsere eigene Kraft gestützt, das Leben meistern. Doch der M e i s t e r d e s L e b e n s i s t G o t t,

der Unsichtbare; der Mensch ist bloß Sein Werkzeug. „Beschließet einen Rat, er wird gestört; verabredet Reden, es kommt nicht zustande — denn Gott ist mit uns!“ Die heilende Macht der Religion liegt in dieser Einsicht, in dieser inneren Gewißheit. Ohne Glauben an die göttliche Leitung gleichen wir schwankendem Rohr, das jeder Windstoß beugt. Ohnmächtig stehen wir vor den Schickungen des Daseins, allzu leicht verlieren wir unser Gleichgewicht und unsere Geduld! Besinnungslos stürzen wir uns in einen Kampf mit unzureichenden Waffen oder wir versinken in Verzweiflung und geben uns selbst auf. Der Glaubende hingegen fühlt sich geschützt und geborgen, er weiß, daß es eine ewige Gerechtigkeit gibt, daß es einen Sinn und einen Zusammenhang gibt in dem, was uns sinnlos und unzusammenhängend erscheint. Es ist nicht seines Amtes, sich zu rächen und Böses mit Bösem zu vergelten. Er wird nicht Kläger und Richter und Vollstrecker in einer Person sein wollen. Er fühlt die Gegenwart der unsichtbaren Macht und er kann warten. „Der Glaubende eilt nicht“, sagt Jesaja an einer sehr merkwürdigen Stelle. Schließlich siegt doch das Recht, und es kommt, wie es kommen muß. Ich wünsche, daß du diese Lehre in ihrer ganzen Weite erfassest; sie ist der Grund, auf dem Jesaja seine Welt gebaut.

Du kennst, mein Sohn, die leuchtenden Sätze des dreiundzwanzigsten Psalms. Eine fromme Seele besingt hier ihr unbegrenztes Gottvertrauen:

Der Herr ist mein Hirte,
mir kann nichts fehlen!

Auf grasigen Auen läßt Er mich ruhen,
an stille Wasser leitet Er mich.

— — — — —

Wandre ich im Tale der Todesschatten,
fürchte ich kein Leid;
denn Du bist mit mir.
Dein Stab und dein Stock,
sie trösten mich.

Diesen Psalm hätte Jesaja dichten können. Es ist seine Glaubenskraft, die aus diesen Sätzen spricht. Er selbst hat Ähnliches knapper und unmittelbarer gesagt in jenem kurzen Liedchen, das wir bis auf den heutigen Tag am Sabbatausgange singen (Hawdalah), ehe wir uns aus der sabbatlichen Geborgenheit in den kampferfüllten Alltag hinausbegeben:

Sieh, der Herr ist mein Heil,
ich bin getrost, ich fürchte nicht!
Mein Sieg und mein Sang ist Gott,
und Er ward mir zum Heil.

Doch es ist spät geworden, mein Sohn. Wir wollen heimkehren. Wenn wir uns ein andermal hier oben treffen, wollen wir mit diesem Einzigen seinen Königstraum träumen.

ZWEITES GESPRÄCH

Der Alte: Nun befinden wir uns wieder an dieser geweihten Stätte, im Traumreiche Jesajas. Hier brauchen wir keine Bücher, keine Kommentare, keine gelehrte Wortklauberei. Mitten in dieser Landschaft, in dieser Welt redender Steine, erleben wir etwas vom Menschen Jesaja. Hier ist uns dieser Ferne lebensnah, und Dunkles löst sich in Klarheit auf.

Nicht als Einsamer steht dieser Einzige vor uns. Du erinnerst dich, mein Sohn, was ich dir letztens von der schöpferischen Kraft seines neuartigen Gottesglaubens gesagt. Dieser Ewigkeitsmensch steht gleichwohl mit beiden Füßen in seiner Welt und in seiner Zeit, lernend und lehrend, rückschauend und vorschauend, das Geschehen der Zeit intensiv erlebend und es deutend.

Hinter ihm dämmert eine Lichtgestalt: Hosea, sein Lehrmeister. Was jener Seher ahnend hingehaucht, wird von Jesaja wie in Granit gehauen. Die absolute Forderung, die Hosea mit väterlicher Milde gestellt, überwältigt hier durch ihre harte Unerbittlichkeit: ein erbarmungsloser Richter spricht hier zu gottverlassenen

Sündern und fordert unbedingten Gehorsam — Gehorsam oder Untergang!

Neben ihm schreitet ein Großer, der uns ein an Umfang kleines Buch hinterlassen, eines der kostbarsten, die wir besitzen: Micha. Er war Jesajas Genosse, der Helfer an seinem Lebenswerk, vielleicht sein Schüler. Gleich seinem Meister steht er erschüttert vor dem Erlebnis der Zeit, vor dem sittlichen und politischen Zusammenbruch: Der Staat geht unter und der Mensch geht unter; das Heilige ist geschändet und die Seele entweiht. Gleich Jesaja flüchtet er sich von der Zeit in die Ewigkeit, von den Menschen zu Gott. Gleich Jesaja findet er den einzigen festen Grund, auf dem er seine Welt bauen kann, im Gottvertrauen, im unerschütterlichen Glauben an Gottes Güte und Gerechtigkeit. In einer Welt, in der alles schwankt, wird der Gottesglaube zum einzigen festen Anker des Daseins.

Lies, mein Sohn, den letzten Abschnitt seines Büchleins. Dieser Abschnitt ist der Sterbensruf einer untergehenden Welt. Er ist zugleich das erschütternde Bekenntnis einer frierenden Menschenseele, der verzweifelte Notschrei eines Ertrinkenden, der die Arme zu Gott emporstreckt: „Wehe mir! Ich bin wie einer in der Nachlese des Herbstes; keine Traube zu essen; nach der Frühfrucht lechzt meine Seele. Geschwunden ist der Fromme von der Erde und ein Gerechter unter den Menschen ist nicht da. Alle lauern sie auf Blut, einer legt dem anderen ein Netz . . . Trauet keinem Freunde, verlasset euch nicht auf Genossen. Vor der, die in deinem Schoße liegt, wahre die Pforten deines Mundes. Der

Sohn schimpft den Vater, die Tochter steht auf wider ihre Mutter, die Schnur wider ihre Schwieger. Die Feinde des Mannes sind die eigenen Hausleute." In dieser kalten und ungastlichen Welt gibt es keine Stätte, wo man sich sicherfühlen kann, keinen festen Boden, auf dem man stehen kann. Der an der Welt irregewordene Prophet geht den Weg, den ihm Jesaja gewiesen. Bloß in Gott fühlt er sich geborgen: „Ich aber will auf den Ewigen vertrauen, ich will harren auf den Gott meines Heils. Erhören wird mich mein Gott!"

DER JUNGE: Welch merkwürdige Übereinstimmung! Und wie wird hier das Allgemeine vermenschlicht, zum persönlichen Geschick verdichtet! Sind dir nicht, Meister, andere Zusammenhänge zwischen Micha und seinem älteren Genossen aufgefallen?

DER ALTE: Gewiß. Micha ist oft das Sprachrohr seines Meisters. Vieles von dem, was Jesaja gekündet, findet sich bei ihm wieder; er verdeutlicht es, er vermenschlicht es, bisweilen wächst er darüber hinaus, auf höhere Gipfel weisend. In seiner Rede lebt der jesajanische Gott, der Lenker der Geschichte. Aus ihm ruft die absolute Forderung. Seine Strafpredigt wird zu einer weltgeschichtlichen Auseinandersetzung zwischen Gott und Israel. Das vollendet schöne jesajanische Lied vom Weinberge, dem wohlverzäunten und gepflegten, der Herlinge anstatt Trauben brachte, wandelt sich bei Micha zur machtvollen Schilderung des kosmischen Rechtsstreites zwischen dem Herrn und seinem Volke,

der vor den Bergen und Hügeln ausgetragen wird. „Höret, ihr Berge, den Rechtsstreit des Ewigen, und ihr, Etanim, Grundfesten der Erde! Denn einen Rechtsstreit hat der Herr mit Seinem Volke und mit Israel will Er rechten. Mein Volk, was habe ich dir getan und womit habe ich dich belästigt? Zeuge wider mich!" Du wirst im weiteren Verlaufe unseres Gesprächs öfters den Schatten Michas neben Jesaja auftauchen sehen — nicht zuletzt im Zusammenhange mit der Friedensvision. Mit Enthusiasmus macht sich Micha den jesajanischen Traum vom ewigen Frieden zu eigen; doch er weitet ihn zum Frieden zwischen feindlichen sozialen Schichten und getrennten Glaubensbekenntnissen.

„Es wird sein am Ende der Tage... Und jedermann wird sitzen unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum, und Niemand wird ihn beunruhigen... Und jegliches Volk wird wandeln im Namen seines Gottes; wir aber werden wandeln im Namen des Herrn unseres Gottes, immer und ewiglich."

Merke dir dies, mein Junge: Diese beiden Prophetenbücher sind eng miteinander verbunden, sie sollten zusammen gelesen werden. Manches Dunkel in Jesaja wird durch das einfache, persönlich durchwärmte Wort des jüngeren Genossen erhellt. Das gewaltige Zeitgeschehen war der gemeinsame Nährboden, aus dem die beiden Wegweiser einer kommenden Messiaszeit hervorgewachsen. Dieses trieb sie zueinander, und es trieb sie beide zu ihrer unerreichten Höhe.

Von diesem entscheidenden Zeitgeschehen will ich das nächste Mal mit dir sprechen.

DRITTES GESPRÄCH

Der Alte: Die reifste Frucht des jesajanischen Gottesglaubens war sein himmlischer Traum vom kommenden Messiasreiche, umstrahlt von allgemeinem und ewigem Frieden. Ich erwähnte voriges Mal sein großes Zeiterlebnis, das der Mutterboden dieses Messianismus gewesen. Neben Hosea erstanden ihm neue Lehrmeister in den großen Herrschern seiner Zeit, den mächtigen assyrischen Königen: Tiglat-Pileser, Salmanassar, Sargon, Sanherib. Die Welt, in der Jesaja aufgewachsen, war von Kriegslärm erfüllt. Die Erde glich einem großen Schlachtfelde, überströmt von Blut. Das entscheidende politische Ereignis seines Lebens war der Zusammenbruch des Nordreiches Israel. Assur, die weltbeherrschende Macht, rast durch die Länder; Jahrhunderte hindurch ist sie die Geißel, mit der der Herr das widerspenstige Israel züchtigt. Jahrzehntelang lastet der starke Arm Tiglat-Pilesers über dem Reiche der zehn Stämme im Norden. Dieses verbündet sich mit Damaskus und überfällt das Bruderreich Juda im Süden (735). Der judäische König Ahas sieht sich

gezwungen, die Hilfe Assurs gegen den treulosen Bruder Ephraim in Anspruch zu nehmen. Kurz danach (722) fällt Samaria, Israels Hauptstadt, in Salmanassars Hände; die zehn Stämme werden auseinandergesprengt und verschwinden für immer von der Erdoberfläche. Das Geschick vollzieht sich unerbittlich. Die assyrische Geißel wird nunmehr gegen Juda geschwungen. Sanherib demütigt Hiskia und bedroht Jerusalem. Alles gerät ins Wanken, auch der Glaube an Gott und an das Dasein. Jesajas Generation lebt auf einem rauchenden Vulkan.

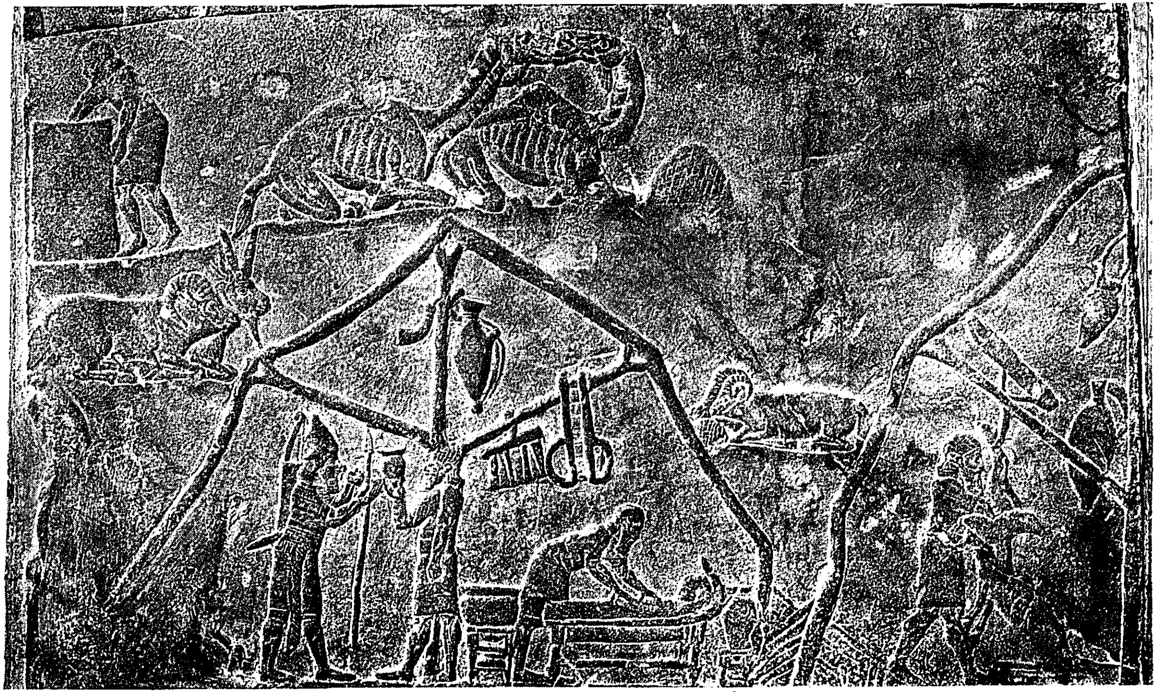
Wir können uns unschwer ausmalen, mein Sohn, wie die Seele des Propheten bluten mußte beim Anblicke dieses Unterganges einer Welt, in welcher alles Hohe und Edle in Roheit und Gewalt ertrank. Ein Mann von seiner Art bleibt nicht an der Oberfläche der Geschehnisse haften. Er ist Prophet, nicht Politiker; er denkt in Ewigkeiten. Die Not der Stunde ist ihm bloß ein flüchtiger Schatten von der Not des Daseins. Die Gefahr des Landes öffnet seine Augen für die größere Gefahr, die das Menschengeschlecht bedroht. Assur und Sanherib sind Schatten, die vorbeihuschen. Der ewige Feind ist der Krieg, der gemeinsame Feind aller. Er lernt den Krieg hassen! Er empfindet ihn als die bitterste Not des Erdendaseins, als die schlimmste aller Heimsuchungen. Er wird von einem einzigen Gedanken erfaßt, der in seinem Innern sich zu einer Religion auswächst: Fort mit dem Kriege!

DER JUNGE: Meister, betrachtest du Jesaja als den

Stammvater der heutigen Friedensfreunde, die durch Abrüstung und Schiedsgerichte den allgemeinen Frieden vorbereiten?

DER ALTE: Der Friedenstraum Jesajas erhebt sich über den unserer Zeit, gleich wie der Himmel sich über die Erde erhebt. Für Jesaja sind Krieg und Frieden nicht politische Angelegenheiten, die durch zwischenstaatliche Vereinbarungen zu ordnen sind. Für ihn gilt es die ewigen Grundlagen des Daseins. Der Allfriede, den er meint, ist nicht zu erreichen durch Abrüstung der Heere, sondern durch Abrüstung der Seelen. Der Mensch muß besser werden! Der Haß muß verschwinden; die Gewalt muß aufhören, die Beziehungen von Mensch zu Mensch zu regeln. Allein der Krieg hindert den Menschen, besser zu werden. Keine Gerechtigkeit, keine Menschenliebe, keine seelische Reinheit ist möglich, solange es Krieg gibt. Alle Rede von der Heiligung des Lebens, von der Liebe zum Nächsten, von Güte und Barmherzigkeit ist leeres Gerede, ist empörende Heuchelei, solange wir unter dem Mantel den brudermörderischen Dolch verbergen. Ein schlimmeres Unglück als der Krieg selbst ist die Idee des Krieges, die Möglichkeit des Krieges. Zerstörender als die körperliche Wirkung der Waffen, ist die Vergiftung der Seelen, die sich über Generationen erstreckt.

Verstehe mich wohl, mein Sohn! Wir nähern uns hier dem Kernpunkte des jesajanischen Friedenstraumes. Jesaja erhebt sich gegen den Krieg als Lebensform. Gefahrdrohender als der Krieg erscheint ihm die Luft von



Sanheribs Feldlager
(assyrisches Relief)

Kampf und Zwietracht, die wir ständig atmen, erscheint ihm der Meuchelkrieg, der sich unter dem trügerischen Schein des Friedens birgt. Wir wandeln Zeit unseres Lebens im Schatten des Krieges: sowohl vor wie nach dem Kriege, sowohl auf den Schlachtfeldern wie auf friedlichem Boden, wenn Volk aufsteht gegen Volk, wenn soziale Klassen und Glaubensgemeinschaften im Kampfe gegeneinander stehen. Unser ganzes Erdendasein ist Kampf aller gegen alle. Gegen diesen ewigen Krieg weissagt Jesaja den ewigen Frieden. Das Messiasreich, das er voraussagt, kann nicht kommen, solange Menschen gegen Menschen das Schwert erheben. Das Messiasreich ist das Reich des Friedens.

DER JUNGE: Willst du damit sagen, Meister, daß sich Jesaja im Grunde gegen die kriegerische Gesinnung erhebt, mehr als gegen den Krieg selbst?

DER ALTE: Du hast das rechte Wort gesagt, mein Sohn. Die kriegerische Gesinnung — das ist es gerade, was den Propheten aufs tiefste erschüttert. Mit Schrekken nimmt er wahr, wie das Leben der Menschen — das, was wir das öffentliche Leben nennen — von Lüge und Falschheit besudelt wird. Die Moral im Umgange zwischen Volk und Volk ist noch mehr verderbt als die zwischen Mensch und Mensch. Der König wird zum Lügner, wenn er sich an Assurs Herrscher wendet. Die Sendboten Sanheribs und Judas betrügen einander, wenn sie über Krieg und Frieden reden. Die Atmosphäre zwischen Staaten und Völkern ist von Unaufrichtigkeit

und Hinterlist vergiftet. Kann der Einzelmensch wahr sein, wenn die Völker lügen? Können meine Lippen rein sein, wenn ich unter Völkern mit unreinen Lippen weile?

Wie sieht es nach dem Kriege aus? Welcher Zusammenbruch, welche Zerstörung! Die Städte, die dem Erdboden gleichgemacht wurden, werden wieder aufgebaut, die Werte, die zerstört wurden, werden durch neue ersetzt. Doch wer gibt uns die zerstörte Seele wieder, die Reinheit, die besudelt, das Gleichgewicht, das erschüttert wurde, das stille Glück im wohlgeschützten Heim? Die Menschen leben wie im Fieberzustand: sie raffen Geld zusammen, genießen den Tag, essen, trinken, vergnügen sich. Wer kümmert sich um morgen, wer fragt nach den tieferen Werten des Lebens, wer bemüht sich um Ehrlichkeit und seelische Reinheit, was bedeuten Treuherzigkeit, Zuverlässigkeit, Pflicht! Altmodische, abgenützte, sinnlos gewordene Worte! Wir sind ein nüchternes Geschlecht, ein unbeschwertes Geschlecht, wir leben!

DER JUNGE: Nun ist es mir, als sprächest du von unserer Zeit, Meister!

DER ALTE: Nein, mein Sohn, ich spreche von Jesajas Zeit. Höre, wie er selbst seine Generation schildert, diese durch die Kriegsgesinnung verderbten Menschen, ihre Gewinnsucht, ihre wahnsinnige Verschwendung, ihre Unersättlichkeit:

Ihr Land ist voll von Silber und Gold,
unermeßlich sind ihre Reichtümer.
Ihr Land ist voll von Pferden,
unermeßlich ist ihrer Wagen Zahl.
Ihr Land ist voll von Götzen,
ihrer Hände Werk beten sie an,
was ihre Finger gebildet.

Doch gesunken ist der Mensch
und der Mann ist erniedrigt —
nimmer verzeihst du ihnen!

Höre, mein Sohn, wie er die Frauen seiner Zeit schildert:

Hochmütig sind die Töchter Zions!
Mit gestrecktem Hals gehen sie einher,
die Augen um sich werfend.
Trippelnd gehen sie,
klirrend mit ihren Fußringen.
— — — — — — — — — — — — —
Der Herr nimmt weg ihren Schmuck:
Fußschellen, Netze und Monde,
Ohrgehänge, Ketten und Schleier,
Kopfzeuge, Schrittkettchen und Gürtel,
Riechfläschchen und Amulette,
Fingerringe und Nasenringe,
Festkleider, Mäntel, Überwürfe und Taschen,
Spiegel, Leinenhemdchen,
Kopfbunde und Schleier.

Und welch ein Bild vom Verfall der Männer! Am Tage Mißbrauch und Betrug, am Abend Trinkgelage und Sinnenrausch:

Weh euch, die ihr Haus zu Haus füget
und Acker zu Acker,
bis es keinen Raum mehr gibt.

Weh euch, die ihr früh am Morgen aufsteht
und nach starken Getränken jaget,
die ihr spät am Abend sitzet
und euch am Wein erhitzet.

Harfen und Psalter,
Pauken und Flöten und Wein
haben sie bei ihrem Zechgelage.

Weh euch, die ihr nennet das Böse gut
und das Gute bös,
die ihr machet Finsternis zu Licht
und Licht zu Finsternis.

Weh euch, die ihr weise seid in euren Augen
und euch rühmet eurer Klugheit!

DER JUNGE: Es ist etwas Niederschmetterndes für uns alle in Jesajas Strafpredigt. Die ganze Erde erscheint wie ein belagerter Platz, wo ein schreckerstarrtes Volk mit umnebelten Sinnen in Genußraserei ertrinkt — wie es Jesaja so anschaulich malt: „Freud und Wonne! Man tötet Rinder und schlachtet Schafe, man verzehrt Fleisch und trinkt Wein: Lasset uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben."

Du hast meine Augen geöffnet, Meister. Ich ahne jetzt den Zusammenhang in Jesajas Gedankenwelt: wie sein unbedingtes Gottvertrauen ihn zu Geduld und Ent-

haltsamkeit führt, wie sein Glaube ihn lehrt, allen Übereifer und alle Vieltuerei verachten. Der Krieg erscheint ihm nicht nur unmenschlich, sondern auch unvernünftig; der Herr, der das Weltall lenkt, wird auch mit den Menschenschicksalen fertig werden. Die Ordnung der Welt wird mit friedlichen Mitteln aufrechterhalten werden. Und noch eines lehrtest du mich, Meister. Du offenbartest mir die innere Verbundenheit zwischen Krieg und Untergang der Seele, zwischen Frieden und Heiligung des Lebens. Dennoch stehe ich vor einem Rätsel: Wollte Jesaja mit diesen Untergangsmenschen sein erträumtes Messiasreich aufbauen?

Der Alte: Das wollte er durchaus nicht. Darin liegt einer der Wesensunterschiede zwischen seinem Friedenstraum und unserem. Er erwartet den neuen Menschen, den Menschen mit Frieden im Herzen, geläutert durch den Tag Gottes, erfüllt vom lebendigen Wissen um die göttliche Gegenwart. Es wird eine letzte Heimsuchung über die Menschen kommen, verheerender als je, diese wird unsere Augen öffnen und uns die Herrlichkeit Gottes schauen lassen:

„Der Tag des Herrn der Heerscharen kommt über alle Stolzen und Hochmütigen, über alles Hohe und Niedere, über alle Zedern des Libanon, die hohen und stolzen, und über alle Eichen Basans, über jeden hohen Turm und über jede feste Mauer, über alle Schiffe von Tarsis und über alle Pracht und Schönheit. Dann wird der Hochmut des Menschen gebeugt werden und die

Hoheit der Männer wird niedersinken — und der Herr allein wird erhaben sein an diesem Tage.

. . . An dem Tage wird der Mensch seine Götzen von Silber und seine Götzen von Gold hinwerfen vor die Maulwürfe und vor die Fledermäuse, um in Felsenspalten und in Bergschluchten zu gehen vor der hohen Majestät des Herrn, wenn Er aufsteht, die Erde zu schrecken. Lasset ab von dem Menschen, denn was bedeutet er!“

VIERTES GESPRÄCH

Der Alte: Ich versuchte deinen Blick auf die Erlebnisse zu lenken, welche Jesaja zum Seher des ewigen Friedens gemacht. Alles, was er erfahren, entfernte ihn immer mehr von der Wirklichkeit, die ihn umgab und in der er sich nicht zurechtzufinden vermochte. Sein ganzes inneres Leben, seine Enttäuschungen, seine tiefverletzte Menschenwürde, sein Leiden am Menschen und sein Genesen an Gott — all das verdichtete sich immer mehr zu einem einzigen, alles beherrschenden Gedanken, zu dem alles überstrahlenden Glauben an das kommende Friedensreich, das der neue, gereinigte und geläuterte Mensch, der Mensch am Ende der Tage, aufbauen wird.

Dieser jesajanische Friedenstraum ist von einer solchen Erhabenheit, daß ich ihn bloß mitahnen, kaum mit Worten wiedergeben kann. Und doch empfinde ich es als eine unendlich lockende Aufgabe, dir diesen Traum zu deuten, damit du ihn einst anderen deuten möchtest. An zwei verschiedenen Stellen kündet der Prophet seinen Friedenstraum: im zweiten und elften Kapitel seines Buches.

Man muß sie wieder und wieder lesen, sich immer tiefer in sie hineingraben, mit geöffneten Sinnen und mit den Hörorganen der Seele. Aber was sind Worte, wo es das Zarteste und Sublimste gilt? Man muß die Ketten der Worte sprengen, um einen Hauch von dem Unsagbaren zu spüren, das durch die knappen, dunklen, stummen Texte strömt.

Es ist mir in dieser Stunde, als hätte der Prophet meinen Ruf erhört. Ich sehe ihn vor mir, stolz und stark, mit leuchtender Stirn und ich höre sein festes, sieghaftes Wort:

Es kommt der Tag, meine Brüder, da der neue Mensch sich erhebt! Er zerreißt seine Ketten und wird frei! Fern ist dieser Tag und in Dunkel gehüllt, doch er kommt so sicher wie die Fruchtbarkeit des Bodens nach dem Schnee und wie das Wachsen der Frucht nach dem Regen. Erst wenn dieser Tag gekommen, haben wir Erdensöhne das Ziel unserer Wanderung erreicht. Neues wächst aus Vergangenem hervor, das gottgewollte Reich ersteht auf Erden. Der neue Mensch steht da, am Eingange zu seinem Paradiese, befreit von seinen Ketten, befreit von seiner Freiheit; er hat die Waffen von sich geworfen, er hat seine tierische Wildheit gezähmt, er hat die dunklen Mächte der Gewalt und des Hasses überwunden. Ein Gebändigter wird der neue Mensch sein, einer, der sich selbst gebändigt, mit Frieden im Herzen, frei, dem ewigen Rufe Gottes zu folgen. Dieser befreite Mensch wird ein neues Leben bauen, reiner und heller als das, das wir leben. Güte wird das Böse überwinden,

Friedfertigkeit wird die Gewalt entwaffnen. Verstummen wird der Notschrei der Unterdrückten und das wilde Jauchzen der Bedrücker. Verschwinden wird die Angst des Menschen vor dem Menschen und all nagender Zweifel. Der Mensch fühlt sich zu Hause auf Erden, geborgen unter seinen Mitmenschen, sicher und geschützt überall in der weiten Welt. Das Weltall ist der Heilige Berg des Herrn, auf dem es nichts Böses und Verderbtes gibt.

Wenn dieser Tag gekommen ist, meine Brüder, sammeln sich die Völker der Erde auf dieser geweihten Höhe des Ewigen, die höher als alle hohen und stolzen Berge ragen wird. Die Völker werden kommen und sprechen: Kommt, lasset uns hinaufziehen zum Berge des Herrn, Er weise uns seine Wege und wir wollen wandeln auf Seinen Pfaden — denn von Zion wird die Lehre ausgehen und Gottes Wort von Jerusalem. Dann wird Recht sein zwischen den Völkern, nicht Gewalt. Zwist zwischen Nationen und Staaten wird beigelegt wie zwischen Individuen: durch Rechtsspruch. Es wird gerichtet werden zwischen den Völkern! Die Erde hört auf eine Räuberhöhle zu sein, wo der Schwache unter der Übermacht des Starken ächzt. Der seelenmordende Krieg hört auf eine gesetzliche Form der Schlichtung zwischenvolklicher Gegensätze zu sein. Die Schwerter, die wertevernichtenden, verwandeln wir in werteschaffende Sicheln. Wir sammeln all unsere Kraft, um das Leben aufzubauen, anstatt es zu zerstören. Nie mehr wird Volk gegen Volk das Schwert erheben, nie mehr wird man den Krieg lernen!

Welch herrlich strahlender Tag, meine Brüder! An

jenem fernen Tage wird der neue Mensch geboren werden! Der Mensch — das Wichtigste von allem, die Keimzelle von Volk und Staat und Gesellschaft. Der neue Mensch trägt kein Schwert mehr und er kennt nicht die Gewalt. Krieg ist ihm ein Abscheu, jede Art Krieg. Die Arbeit im Frieden hat die Welt reicher und schöner gemacht, und es gibt auf unserer Erde Platz für alle — Völker, Religionsgemeinschaften, Klassen sind in der allumfassenden Hülle des Friedens gesichert und geborgen. Der Beste und Gerechteste leitet die Geschicke der Menschen, ein Fürst des Friedens, Ssar-Schalom, auf welchem der Geist des Herrn ruht. Er richtet die Armen mit Gerechtigkeit und gewährt Recht den Gebeugten im Lande. Seine Macht ist der Geist, er regiert nicht mit Waffen. Er schlägt die Erde mit der Geißel seines Mundes, und mit seiner Lippen Kraft vernichtet er den Bösewicht. Er wacht über das gleiche Recht aller: nicht mehr gibt es Starke, die schlagen, und Schwache, die leiden. In ihm ist der Geist des Friedens, der sich über alle ergießt. Sein Friede ist nicht auf Tafeln geschrieben, sondern in die Herzen der Menschen eingegraben. Kain ist von der Erdoberfläche für immer verschwunden. Nicht mehr vergiftet Neid das brüderliche Zusammenleben. Alle Wildheit ist mit der Wurzel ausgerottet. Der Wolf wohnt bei dem Lamme, der Tiger lagert neben dem Böcklein, Kalb und junger Leu und Masttier weiden friedsam beieinander, und ein kleiner Knabe führt sie. Kuh und Bär weiden beisammen und der Löwe ißt Stroh wie ein Rind. Der Geist Gottes hat sich über alles Lebende ergossen, über wilde Menschen und über wilde Tiere.

Die ganze Erde ist erfüllt vom Wissen um Gott, wie das Meer bedeckt ist von Wasser.

So spricht Jesaja! Ich weiß nicht, ob du, mein Sohn, Ohren hast für diese Rede, ob die Zeit reif ist für diesen Königstraum einer himmlisch reinen Seele. Aber der Tag muß kommen, da diese Worte von Mund zu Mund gehen und tief ins Menschenherz dringen werden. An dem Tage wird dieser Platz, wo wir uns jetzt befinden, von welchem Jesaja abermals zu uns gesprochen, der neue Mittelpunkt der Erde werden. Hier wird ein Friedenstempel errichtet werden, ein versöhnender, menschenverbindender Tempel. In diesem werden sich Bekenner verschiedener Religionen zu gemeinsamer Arbeit am neuen Menschen sammeln. Ein Bund der Religionen wird von dieser Stätte den Ruf des Friedens an die Völker der Erde richten. Israel wird seinen weltgeschichtlichen Platz als Diener des Friedens einnehmen. Und diese verwüstete Stadt, gestählt durch ein hartes Geschick, heimgesucht und geprüft wie kaum eine andere auf Erden, wird in jungem Glanze erstrahlen. Sie wird die heilige Stadt einer wiedergeborenen Menschheit werden, die Hauptstadt des kommenden Reiches des Friedens — wie ihr Name sagt: JERU-SCHALAM, die Stadt des Friedens!

JEREMIA

Der Prophet des neuen Bundes

I

Seitdem der junge König Josia im Kampfe gegen Pharao Necho bei Megiddo gefallen (606), fand der Prophet keine Ruhe. Zur Nachtzeit wurde er von Gesichten und seltsamen Stimmen aufgescheucht: er sah feindliche Heere vor den Toren der Stadt, er hörte das Getrampel von Pferden, er sah die Mauern Jerusalems zusammenstürzen. Gottes strafender Arm hatte sich über Jerusalem gelegt; niemand sah ihn — nur er, der Sehende.

In dieser Nacht hatte sich seine Qual zum Äußersten gesteigert. Grauenvolle Bilder wechselten in wilder Hast, deutlich vernahm er, wie jemand seinen Namen rief. Wiederholt erhob er sich von seinem Schmerzenslager und lauschte auf die seltsame Stimme. Voller Erregung lief er die Treppe zum flachen Dache hinauf und spähte hinaus in die Nacht. Allein Jerusalem schlief sorglos und ruhig.

Stundenlang lag Jeremia mit offenen Augen in seiner Kammer, grübelnd und mit sich selbst ringend. Er war sich darüber klar, welch ein schwerer Tag ihm bevorstand; vielleicht einer jener Schicksalstage, die unerbittlich den Weg des Lebens vorzeichnen. Er wird das ihm aufgezwungene jahrelange Schweigen brechen; er wird einer herrschsüchtigen Priesterschaft und einer trotzigen

Gemeinde von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Er wird mit Judas Volk zusammenstoßen, das sich von Berg und Tal zu einem Feste sammelt, bei dem es mit dem Gifttrank falscher Prophezeiungen eingeschläfert werden soll.

Die Thronbesteigung Jojakims wird mit Danksagung und Gebet gefeiert werden. Das Volk Judäas soll im Heiligtum in Ruhe gewiegt werden. Priester und Propheten werden Gott um Schutz für Seine heilige Stadt und Sein auserwähltes Volk anrufen. Sie werden sich selbst und das Volk mit überlauten Worten betäuben: vom Frieden, vom Tempel und von dem Neuesten, das sie gefunden, dem Buche der Lehre. Doch das kann er, Jeremia, nicht länger zulassen. Nun kann er nicht länger schweigen. Er wird nicht das Gerede vom Frieden dulden, wo es doch keinen Frieden gibt. Er kann nicht mehr diese seelenlose Frömmigkeit mitansehen, welche bloß an den Worten der Thora haftet: eine Religion, die geschrieben steht, jedoch nicht in den Herzen lebt. Nun muß er hinaus auf die Straße und seine Religion künden. Er wird laut rufen, was alle die Jahre in seinem Innern gebrannt, was sich in stillen Nächten unverwischbar in seine Brust eingegraben.

Zeitiger als sonst verließ Jeremia sein Lager und sein stilles Heim und begab sich mit festen Schritten durch morgenleere Straßen zum Tempelberge.

2

Von allen Seiten sammelten sich Volksmassen in den Vorhöfen des Tempels: Priester mit ehrwürdigen Namen, hochbetagte Nebiim, königliche Schreiber in feierlicher Amtstracht, hohe Würdenträger, Älteste, endlich auch einfaches Volk; Männer, Frauen und Kinder, lebhaft sprechend und gestikulierend.

Plötzlich gerät die Menge in Bewegung. Ein hochgewachsener Mann mit fliegendem Mantel drängt sich nach vorne, dem Haupttore des Tempels zu. Oben auf der Treppe bleibt er stehen, wie ein Irrer um sich blickend und heftige Rufe ausstoßend.

— Wer ist er? Was will dieser Mann? ruft es aus der Menge.

— Wie konnte er es nur wagen? schreien viele. Nieder mit ihm!

Doch Jeremia ruft mit donnernder Stimme, die alle zum Schweigen bringt:

„Höret das Wort Gottes, ihr alle von Juda, die ihr gekommen seid in diese Tore, Gott anzubeten!“

— Herunter mit ihm! rufen hunderte Stimmen. Weg mit dem Wahnwitzigen, er schändet unser Heiligtum.

— Nein, rufen andere, laßt ihn sprechen! Wir wollen ihn hören!

Doch Jeremia steht unerschüttert am Haupttore, zum Äußersten bereit.

Der Sturm hat sich gelegt und über den weiten Platz erschallt die Stimme des Propheten, und zwingt die Menge zu horchen:

„Höret Gottes Wort, Volk Judas! So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Verlasset euch nicht auf das Wort der Lüge — Tempel des Ewigen, Tempel des Ewigen, Tempel des Ewigen! Denn bloß, wenn ihr bessert euren Wandel und eure Taten, wenn ihr Recht übet von Mann zu Mann, wenn ihr Fremdling, Waise und Witwe nicht bedrücket, wenn ihr nicht unschuldig Blut vergießet an dieser Stätte, nicht fremden Göttern nachgehet ... dann werde ich euch wohnen lassen an dieser Stätte, in dem Lande, das ich euern Vätern gegeben, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Seht, ihr verlasset euch auf Worte der Lüge! Stehlen, morden, ehebrechen, falsch schwören, dem Baal räuchern, fremden Göttern nachgehen, die ihr nicht kennet — und dann kommt ihr und tretet vor mein Angesicht in diesem Hause, über das mein Name genannt ist, und sprechet: Wir sind gerettet! ... Ist dieses Haus eine Räuberhöhle in euern Augen? Wahrlich, auch Ich sehe es so, spricht der Ewige.

Gehet hin an meine heilige Stätte in Silo und sehet, was ich dieser getan, wegen der Schlechtigkeit meines Volkes Israel. So werde ich es dem Hause tun, über das mein Name genannt ist, so wie ich Silo getan. Ich werde euch von meinem Angesicht hinwegwerfen, so wie ich hinweggeworfen alle eure Brüder, den ganzen Samen Ephraim.

Tut Ganzopfer zu euren Schlachtopfern, und esset euch satt mit Fleisch! Denn nicht redete ich zu euren Vätern und nicht gebot ich ihnen an dem Tage, da ich sie führte aus dem Lande Mizrajim, Ganzopfer und Schlachtopfer darzubringen — sondern dies gebot ich ihnen und sprach: Höret auf meine Stimme und ich werde euch ein Gott sein und ihr sollt mir ein Volk sein!

Du aber, Jeremia, spricht der Herr, bete nicht für dieses Volk, ich werde dich nicht hören ... Siehst du nicht, was sie tun in den Städten Judas und in den Gassen Jerusalems? Die Kinder sammeln Holz und die Väter zünden Feuer an und die Weiber kneten Teig, um für die Himmelskönigin Opferkuchen zu bereiten ... Darum werden mein Zorn und mein Grimm sich über diese Stätte ergießen, über Menschen und Tiere, über die Bäume des Feldes und über die Frucht der Erde. Und sie werden verbrennen und man wird nicht löschen können.“

3

Jeremia hielt inne. Die Menge ist wie gelähmt vor Überraschung und Schreck. Alles, was ihnen heilig ist, hat dieser Mann geschmäht: die Stadt, den Tempel, die Opfer. Priester und Volk stürzen die Treppe hinauf. Rohe Hände greifen ihn und zerren ihn durch die aufgeregte Menge.

— Er ist des Todes, rufen gelle Stimmen.

— Habt ihr gehört? Wie Silo, sagte er, wie Silo werde es unserem Tempel ergehen. Schlagt ihn tot! Er soll nimmermehr seinen Mund öffnen! Er muß sterben!

Als der Lärm zum königlichen Schlosse hinunter gedrungen war, begaben sich Hofleute und königliche Ratgeber zum Tempel hinauf. Sie setzten sich an den Eingang des Neuen Tores, wo sie vor dem Volke über den Aufwiegler Gericht hielten. Ehrfürchtig weicht die Menge zurück und sammelt sich hinter den Gerichtsherren. Im Vordergrunde sitzen die königlichen Würdenträger, Wesire, Fürsten und Stammesältesten; vor ihnen stehen die Kläger, Priester und Tempelpropheten. Einsam an die Mauer gelehnt Jeremia, totenbleich.

Einer der Ältesten wendet sich zu den Priestern:

— Was ist hier geschehen? fragt er.

— Dieser Mann ist des Todes, rufen Priester und Propheten durcheinander. Er hat gegen die heilige Stadt geweissagt, er hat gegen das Haus Gottes geredet, er hat das Volk geschmäht. Ihr habt es ja mit euren Ohren gehört! Wir fordern Todesstrafe. Ein Prophet, der redet, was der Herr ihm nicht befohlen, ist des Todes.

Nun tritt Jeremia vor. Aufrecht steht er vor seinen Richtern. Seine Stimme klingt stark und warm als er sich zum Volke wendet.

— Der Herr hat mich gesandt! Er hat mich gerufen über dieses Haus und über diese Stadt zu weissagen alle die Worte, die ihr gehört. Ich kann meine Worte nicht ändern! Ihr müsset euren Wandel ändern. Bessert euch! Bessert euer Wesen und eure Handlungen. Höret die Stimme des Ewigen, eures Herrn, so wird Er sich über euch erbarmen und sich bedenken wegen des Unheils, das Er über euch ausgesprochen. — Ich bin in eurer Hand. Tut mit mir, wie es gut und recht ist in euren Augen. Doch wenn ihr mich tötet, ladet ihr unschuldig Blut auf euch, auf diese Stadt und ihre Bewohner. Denn wahrlich, der Herr hat mich zu euch gesandt.

Majestätische Hoheit umstrahlt den Propheten. Seine schlichten Worte fallen wie Hammerschläge auf das versammelte Volk. Er verteidigt nicht sein Leben, er bittet nicht um Gnade. Er klagt seine Kläger an. Aus seinem Munde spricht das Gewissen des Volkes, das kein Todesurteil aus der Welt schaffen kann.

Tiefes Schweigen folgt den Worten Jeremias. Seine

demütige Bereitschaft, sein Leben für seine Sache zu geben, hat die erregten Gemüter entwaffnet. Vernichtet senkt die Menge die Blicke zu Boden und erwartet den Richterspruch. Als die Fürsten sich erheben, erschallt plötzlich tausendstimmiger Ruf:

— Nein! Hundertmal nein! Dieser Mann darf nicht sterben! Ein wahrer Prophet ist er! In Gottes Namen hat er geweissagt! Er ist frei!

Doch die Priester und Propheten fordern unentwegt Bestrafung.

Da erhebt sich Ahikam, Safans Sohn, und spricht:

— Erinnert euch des Propheten Micha von Moreschet, der in den Tagen Hiskias, Königs von Juda, geweissagt. Er verkündete dem ganzen Volke: Zion wird wie ein Acker gepflügt werden, Jerusalem ein Steinhaufen werden, der Berg des Hauses eine bewachsene Waldhöhe! Doch ließen ihn Hiskia und das Volk Juda darum nicht töten. Vielmehr wandten sie sich in Reue und Gebet zum Herrn, und Er erhörte ihr Gebet. Gleich einem Retter stand Micha vor dem Volke, von allen verehrt. Nun steht dieser Mann vor uns und spricht bittere Worte, um uns zur Reue zu wecken. Sollten wir ihn töten, sollten wir Unheil über unsere Seelen laden?

— Nie und nimmer! rufen alle wie aus einem Munde. Waget euch nicht an den Gesalbten!

Da wenden sich die Richter zu Jeremia und sprechen: Du bist frei!

Die Fürsten und die Ältesten verlassen eilig den Platz. Das Volksgericht ist zu Ende.

Ein Schimmer von Ewigkeit lag über dem Tempelplatz in dieser Stunde. Auf jener fernen Höhe wurden die höchsten Werte des Erdendaseins verteidigt. Ein einzelner Mann stand gegen eine tausendköpfige Menge und kämpfte den Kampf des Menschengeschlechtes. Recht erhob sich gegen Gewalt, das reine Herz gegen Falschheit und Lüge. Es war eine jener gnadenreichen Stunden, da in einem sterblichen Menschensohne das Ewige lebendig wird und das Unsichtbare über das Sichtbare siegt.

Die versammelte Menge zerstreut sich nach verschiedenen Richtungen. Bloß einige Priester bleiben, unversöhnlich und rachegierig, auf dem Platze. Doch Ahikam, Safans Sohn, nimmt sich Jeremias an, und geleitet ihn durch volkreiche Gassen in sein Haus.

4

Am folgenden Tage gleicht Jerusalem einem siedenden Kessel. Allenthalben spricht man von dem Ereignis auf dem Tempelberge, und Jeremias Name geht von Mund zu Mund. Alle erkundigen sich nach dem seltsamen Propheten, nach seiner Herkunft und Vergangenheit. Keiner weiß Bescheid, die meisten haben seinen Namen nie zuvor gehört. Einige Eingeweihte berichten Einzelheiten aus seinem Leben, doch was man zu hören bekommt, ist unklar und widerspruchsvoll.

Ein junger Mann, der an diesen Gesprächen teilnimmt, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er heißt Baruch ben Nerija. Er ist von vornehmer Geburt, hat offenbar Verbindungen mit den gelehrten Prophetenkreisen, welche der josianischen Reformbewegung angehören, und er scheint mit den Lebensverhältnissen Jeremias wohlvertraut zu sein. Um ihn sammeln sich immer mehr Wißbegierige, man überhäuft ihn mit Fragen, und er erzählt willig, was er weiß:

— Ich hatte meine Blicke auf Jeremia gerichtet von dem Augenblick, da er nach Jerusalem kam. Ich war damals

noch ein kleiner Junge und pflegte manchmal dem rätselhaften Manne zu begegnen. Er sah sonderbar aus, ein richtiger Bauer. Während meiner Jünglingsjahre hatte ich mitunter Gelegenheit, ihn in engerem Kreise sprechen zu hören, und ich verlor ihn nicht mehr aus den Augen. Er wurde im selben Jahre wie Josia geboren, in der kleinen Stadt Anatot, in Benjamin, nördlich von unserer Stadt. Wir kennen alle die grauen Bauernhäuschen, in grüne Feigenbäume gebettet, die man bei klarem Himmel von der Höhe des Ölberges sehen kann. Dies ist die Heimat Jeremias. Sein Vater, Hilkia, war in der Regierungszeit Manasses Priester in Anatot. Die Familie leitet ihre Herkunft von einem uralten Priestergeschlecht her. Einer der Ältesten dieses Geschlechtes war Ebjatar, Hoherpriester in Jerusalem unter König David, den Salomo auf seine Besitzung nach Anatot verbannt. Seither haben Ebjatars Nachkommen durch mehr als drei Jahrhunderte priesterlichen Dienst in dieser Stadt verrichtet: stille, düstere Männer, von denen erzählt wird, daß sie meist jung sterben, weil sie die Gabe der Weissagung besitzen und die Herrlichkeit Gottes schauen.

In diesem Priesterheim in Anatot ist Jeremia aufgewachsen. Er wird in den religiösen Traditionen seines Geschlechtes erzogen. Er reift früh, und seine Gedanken sind darauf gerichtet, den Weg zu Gott zu finden. Jeremia ist entschlossen, sein Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Früh sucht er die Einsamkeit und hält sich fern von seiner Umgebung. Er pflegt keinen Umgang mit Gleichaltrigen. Er weigert sich zu heiraten, und gerät dadurch in Zwist mit seinem strengen Vater. Die Spannung zwi-

schen ihm und seiner Familie verschärft sich immer mehr. Zuletzt verläßt er das Elternhaus, um sich irgendwo in einem Außenviertel Jerusalems niederzulassen. Hier lebt er seither in völliger Abgeschiedenheit, allein mit seinen Gedanken und Gesichten. Mit zwanzig Jahren — im dreizehnten Regierungsjahre Josias — fühlt er sich zum Propheten berufen. Er selbst berichtet, wie er in der Stille der Nacht Gottes Stimme vernommen, die ihm zurief: „Ich setze dich an diesem Tage über Völker und Reiche, um niederzubrechen und aufzubauen." Darauf berührt der Herr seinen Mund und spricht: „Jetzt lege ich mein Wort in deinen Mund." Das war alles. Einen Augenblick lang schrickt er zurück. Ich bin so jung, denkt er, und ich kann nicht reden. Doch bloß einen einzigen Augenblick. Als die Sonne über dem stillen Priesterheim aufgeht, grüßt sie einen neuen Propheten, einen Jüngling rein wie ein Engel! Es ist Jeremia, wie wenn er den Ruf der Ahnen hörte. Er weiß es: er war geweiht, noch ehe er im Mutterleibe geformt wurde. So geht er hin zu den Bauern in Anatot und spricht zu ihnen, was der Herr ihm befohlen.

Ihr fragt, wie es ihm erging? Seine ersten Versuche mißlingen völlig. Jedesmal, wenn er öffentlich spricht, wird er grausam verhöhnt. Man betrachtet ihn als den Unruhestifter, seine Nächsten verfolgen ihn, die eigene Familie verrät ihn. Man bespeit ihn, man vergiftet seine Speise. Er wird gehaßt und wird verstoßen von allen, in Anatot wie in Jerusalem. Er zieht sich wieder in die Einsamkeit zurück. Doch mit offenen Augen folgt er den Ereignissen der Zeit. Selbst unsichtbar und still, sieht und

hört er, was um ihn geschieht. Und er gestaltet sein Erlebnis zum Gedicht. Denn Jeremia ist Dichter! In diesen Jahren verfaßt er seine reifsten Lieder, erschütternde Bekenntnisse einer leidenden Seele, die mit sich und mit ihrem Schöpfer ringt. Im übrigen ist er untätig und erwartet seinen Tag. Seit achtzehn Jahren lebt er so. Als das Buch der Lehre gefunden ward, ließ Josia nicht Jeremia befragen, sondern die Prophetin Hulda. Als dieses Buch bei einem feierlichen Gottesdienste öffentlich vorgetragen wird, ist Jeremia nicht dabei. Er gerät langsam in Vergessenheit. Die neue Generation kennt kaum seinen Namen. Ich selbst habe die letzten Jahre selten von ihm gehört.

Ganz unerwartet ist er gestern vor uns erschienen. Ihr alle habt ihn gesehen und gehört. Er züchtigte uns mit einer Kraft, zu der sich bloß der Berufene erheben kann. Und als er furchtlos dem Tode ins Auge sah, stark „wie eine Kupfermauer“, die nichts zertrümmern kann, da fühlte ich — und viele haben es mit mir gefühlt! —, daß ein wahrer Prophet zu uns gesprochen hat.

5

Kurz nachher begibt sich Baruch eines Abends zu Jeremia. Ein Gedanke beherrscht ihn, von dem er sich nicht loszumachen vermag: Dein Platz ist fürderhin an Jeremias Seite!

Als er das Zimmer Jeremias betritt, offenbart sich ihm ein erschütterndes Bild: Der Prophet kauert zusammengekrümmt am Boden und blickt wie abwesend vor sich hin. Seine Kleider sind zerrissen, Haar und Bart zerzaust. Sein Gesicht ist bleich und verzerrt. Es scheint, als hätte der Prophet in dieser Stellung verharrt seitdem er vom Tempelplatz zurückgekehrt war.

Jeremia empfängt den Ankömmling streng und abweisend:

— Was suchst du hier?

— Ich suche dich, Jeremia. Ich bin Baruch ben Nerija. Seit langem drängt es mich, in deine Nähe zu kommen. Doch seitdem ich dich vor dem Tempel sprechen hörte, habe ich keine Ruhe. Laß mich in Demut den Saum deines

Mantels küssen und laß mich von nun an zu deinen Füßen sitzen als dein treuer Diener und gelehriger Schüler.

— Warum kommst du zu mir, den ihr beinahe totgeschlagen? Geh zurück, woher du gekommen, geh zu den Wortverkündern des Tempels und setze dich zu ihren Füßen. Geh, ich habe dir nichts zu sagen.

— Verstoße mich nicht von deinem Angesicht! Ich kann nicht mehr zu den Tempelpropheten zurückkehren, seitdem ich dein Wort vernommen. Du hast mich geweckt, Jeremia, so weise mir jetzt den rechten Weg. Du hast mich gelehrt, zu unterscheiden zwischen wahren und falschen Propheten, so lasse mich jetzt deine Wahrheit hören.

Jeremia blickt verwundert zu dem Fremden auf und betrachtet ihn lange prüfend.

— Hörte ich recht? Kannst du zwischen wahren und falschen Propheten unterscheiden?

— Nun kann ich es, seitdem ich dich sprechen hörte. Als du sprachst, da hörte ich eine Stimme, die rief. Doch wenn die anderen sprechen, ist es bloß ein Widerhall, Fremdes ruft aus ihrem Mund. Du sprichst das Wort, das dir eingegeben ward. Der falsche Prophet horcht, ehe er spricht. Nicht der Herr legt das Wort in seinen Mund, sondern das Volk. Er spricht, was die Menge gerne hört. Mit seinem Wort heiligt er das Unheilige, drückt er den Stempel Gottes auf die Verirrungen der Menschen. Doch du, Jeremia, wenn du sprichst, bist du nicht du, bist du nicht ein sterblicher Erdensohn! Dann ist es die Stimme Gottes, die durch deinen Mund ruft, und deine Worte sind Funken vom ewigen Feuer, das flammt und zündet.

Jeremia, als ich dich dort oben stehen sah, auf der Treppe zum Haupttor, so frei und erhaben und losgelöst von allem Irdischen, kein Mensch mehr, nichts als Stimme, Seele, Gewissen, als ich dich dort an der Mauer vor deinen Richtern stehen sah, so stark und stolz, hoch über Leben und Tod, befreit von allem Zwange, folgend bloß dem einen Zwange, der vom Herrn kommt — da jubelte es in meinem Innern: Dies ist mein Prophet, meines Lebens Licht! Jeremia, ich beschwöre dich, wende nicht dein Antlitz weg von deinem Diener. Laß mich wandeln an deiner Seite, bis an den Tod!

— Geh, Baruch, hier ist kein Platz für dich. Ein Unglücklicher ist Jeremia und Gottes Fluch lastet auf ihm. Einsam wanderte ich auf Erden, alle meine Lebenstage. Ich wurde hinausgeschleudert aus dem Schoße der Familie, ich weilte nicht im fröhlichen Freundeskreise, ich versagte mir das Glück, an der Seite von Weib und Kind das Leben zu genießen. Wenn du wüßtest, Baruch, was es bedeutet, einsam zu sein, allein im Weltenraum zu schweben, Tag und Nacht, Jahr um Jahr, ohne Bruder und Freund, ohne ein lebendes, mitfühlendes Wesen neben dir, das deine Hand drückt, das dir einen warmen Blick schenkt, dir ein mildes Wort ins Ohr flüstert. Kannst du es fassen, Baruch! Ein Mensch, auf dessen Lippen das Lächeln für immer erstorben ist! Nein, du kannst es nicht, du sollst es nicht fassen. Geh, Baruch, kehre zum Leben zurück!

O Erde, Erde, Erde, warum hast du mich nicht verschlungen, ehe ich das Licht der Welt erblickte! Ach,

Mutter, warum warst du so grausam, mich zum Leben zu gebären! Daß du mich nicht vom Schoße weg getötet, daß du mir nicht mein Grab geworden und dein Schoß die ewige Wölbung! Verflucht sei der Mann, der meinem Vater die Freudenbotschaft brachte: ein Sohn ist dir geboren! Es sei dieser Mann gleich den Stätten, die der Ewige zerstört, er höre Wehklagen am Morgen und Heulen am Mittag! Warum bin ich aus dem Mutterleibe hervorgekommen, Jammer und Leid zu sehen und meine Tage in Schande zu verleben!

Du hast mich überredet, Herr, und ich ließ mich überreden. Du hast mich ergriffen und mich übermannt, doch nun bin ich zum Gespötte geworden alle Tage, jedermann verlacht mich. Da dachte ich: ich will Seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr reden in Seinem Namen. Doch es brannte in meinem Herzen wie loderndes Feuer, verschlossen in meine Gebeine. Ich wollte dessen Herr werden, aber ich hielt es nicht aus.

Glaube nicht, Baruch, daß es bloß ein Jeremia ist, der zu dir redet. Ich bin ein zerrissener Mensch, ein Mann des Haders, der im Kampf liegt mit allem und allen, mit sich selbst und mit unserem Vater im Himmel. Ich schwebe zwischen Gott und Mensch, ich werde hin und her zwischen Zorn und Mitleid gezerrt. Ich züchtige und leide, ich klage an und verteidige. Heiß liebe ich mein armes Volk, doch alles in mir empört sich gegen seinen Verfall. Ich bin erfüllt von Gott, nichts ist mir näher als Er, doch ich kann nicht die Augen schließen vor den Mängeln in Seiner Welt. Dann erhebe ich mich gegen Gott selbst und hadere mit Ihm: „Warum, o Herr, ist der Weg der

Frevler glücklich?“ Bald ringe ich mit dem Volke im Namen Gottes, bald mit Gott im Namen des Volkes. Meine Seele ist vergiftet von Zorn und Bitternis. Ach, daß mein Haupt ein Wasserbrunnen wäre und meine Augen eine Tränenquelle, dann möchte ich weinen Tag und Nacht! Ach, daß ich eine Herberge hätte in der Wüste, so wollte ich ziehen weit weg von meinem Volk und nie mehr wiederkommen!

In Grübeln versunken, sitzt der Prophet. Nach einer Weile wendet er sich zu Baruch und sagt:

— Noch bist du frei, Baruch, noch ist Friede in deiner Seele. Geh, lebe dein Leben! Mich vermagst du nicht zu retten, so rette dich selbst. Geh, geh, Baruch, ehe es zu spät.

Doch Baruch bleibt unbeweglich. Er ist entschlossen, ihn nicht mehr zu verlassen. In stummem Beisammensein verharren die beiden Gottesmänner bis in die späte Nacht hinein.

6

Vier Jahre nach diesen Ereignissen, im fünften Regierungsjahre des Königs Jojakim, wurde ein Fasttag ausgerufen. Zu diesem sollte sich alles Volk von Jerusalem und den judäischen Städten in den Vorhöfen des Tempels sammeln. Neue beunruhigende Zeichen hatten sich am Himmel Judas gezeigt. Jojakim, der Vasall Ägyptens, folgte dem Siegeszuge Babyloniens mit wachsender Angst. Weite Kreise des Volkes wurden von Furcht ergriffen; man sah neue Gefahren nahen.

Abermals fühlte sich Jeremia gedrängt, seine warnende Stimme zu erheben. Seit zwei Jahren hatte er nicht mehr die Vorhöfe des Tempels betreten. Der Priester Pashur, der die Oberaufsicht über den Tempel führte, hatte ihn eines Tages, nachdem er eine seiner aufrührerischen Reden gehalten, züchtigen und in den Turm an dem oberen Benjaminstor zum Hause des Herrn werfen lassen. Seither durfte er seinen Fuß nicht mehr auf den Tempelberg setzen.

Doch nun war er nicht mehr allein. Durfte er selbst nicht reden, so konnte Baruch sein Mund sein. Er rief Baruch zu sich und sprach zu ihm:

— Ich habe nun zu Israels Volk geredet seit der Zeit des Königs Josia, mehr als zwanzig Jahre. Du weißt, daß ich nur selten vor dem Volke erscheinen durfte, und meine Reden sind nicht viele. Nun will ich, daß du sie niederschreibst und in einer Rolle sammelst. In der Stille der Nacht werde ich zu dir reden, Baruch, all das, was der Herr in den vergangenen Jahren mich hat künden lassen, und du wirst all das niederschreiben aus meinem Munde. Heilige Stunden stehen uns bevor, Baruch! Von neuem werden wir den Gottessturm durchleben, der in meiner Brust gerast, als diese Worte zum ersten Male aus mir hervorbrachen. Von neuem wird der Geist des Herrn über unseren Häuptern schweben. Auf, Baruch, laß uns nicht zögern!

Da holte Baruch eine Buchrolle und Tinte und begann aufzuzeichnen aus dem Munde Jeremias alles, was er gekündet seit der Zeit des Königs Josia. Als die Rolle zu Ende geschrieben und der festgesetzte Fasttag nahe war, sprach Jeremia zu Baruch:

— Du weißt, daß ich unter Verbot stehe und nicht ins Haus des Herrn kommen darf. Gürte dich nun mit Kraft, Baruch, sei ohne Furcht. Du sollst an meiner Stelle zum Tempel gehen und vor dem versammelten Volke die Rolle verlesen, die du nach meinem Munde geschrieben. Vielleicht wenden sie sich ab von ihrem frevlerischen Wege, denn groß ist der Zorn und der Grimm, den der Ewige über dieses Volk verhängt hat.

Baruch tat, wie ihm Jeremia befohlen. Der königliche Schreiber Gemarja, Safans Sohn, stellte ihm seine Familien-

kapelle zur Verfügung, die sich in der oberen Vorhalle am Eingange des Neuen Hofes befand. Dort versammelten sich Priester und Hofmänner, begierig die Worte Jeremias zu vernehmen. Nun betritt Baruch den äußeren Balkon der Familienkapelle mit der Rolle in der Hand und liest aus dieser vor der versammelten Menge. Spalte um Spalte liest er mit warmer, beseelter Stimme, wie wenn er aus seinem eigenen Innern kündete. Das Volk lauscht mit wachsender Ergriffenheit. Jetzt erst erfassen sie diese himmlische Botschaft in ihrer ganzen Gewalt. Alle fühlen, daß ein wahrer Prophet durch den Mund Baruchs zu ihnen spricht. Nachdem die Verlesung beendet war, eilte Gemarjas Sohn, Michaja, zum königlichen Schloß hinunter, wo er den im Kabinett des Kanzlers versammelten Fürsten das Geschehene mitteilte.

Michajas Mitteilung erreichte die Ratgeber des Königs in einem Augenblicke gesteigerter Besorgnis. Seit dem babylonischen Siege über Assyrien bei Ninive (605) und über Ägypten bei Karkemisch (604) rückte Nebukadnezar immer näher und immer drohender gegen Jerusalem vor. Die Minister waren gerade im königlichen Schlosse versammelt, um die Maßnahmen zu beraten, welche die Stunde forderte. Die Nachricht von Baruchs Auftreten kam wie ein neues Zeichen von Gärung. Was der Prophet über den König und die Stadt künden ließ, war ja Hochverrat. Doch hinter dieser Verheißung stand Jeremia, der machtvolle Gottesmann, dessen Rede nicht mehr unbeachtet bleiben konnte. Er hatte die letzten Jahre immer mehr das Vertrauen des Volkes gewonnen. Der hohe Rat sah sich gezwungen, rasch einzugreifen.

Ein äthiopischer Hofbeamter, Jehudi, wird geschickt, Baruch zu holen. Dieser sitzt einsam in der Familienkapelle Gemarjas, müde und bleich. Als Jehudi eintritt, ist er sich sofort darüber klar, daß es seine Verhaftung gilt. Doch erscheint ihm die Art unerwartet mild. „Ich habe den Auftrag“, sagt Jehudi, „dich samt deinem Buche ins Schloß zu bringen. Folge mir!“ Im Palaste warten die Höchsten des Reiches. Als Baruch eintritt, wird ihm zugerufen: „Nimm Platz, Baruch, und lies uns dein Buch vor.“ Furchtlos, wie soeben vor der Volksmenge, verliest er abermals die ganze Rolle. Der Eindruck ist überwältigend. Die Lenker des Reiches sind starr vor Schrecken. „Wie ist dieses Buch zustande gekommen?“ fragen alle. Baruch bestätigt mit Nachdruck: „Jeremia hat mir all das angesagt, was ich mit Tinte in mein Buch eingezeichnet.“

Die Fürsten beschließen, noch am selben Tage die Sache dem König zu melden. Die politische Klugheit gebietet ihnen jedoch, den Propheten und seinen Schreiber gegen Verfolgung zu schützen. Das Leben Jeremias darf unter keinen Umständen der Gewalt ausgesetzt werden. Baruch wird ausdrücklich gesagt: „Geh und verbirg dich zusammen mit Jeremia, niemand darf wissen, wo ihr seid!“ Die Rolle wird im Kabinett des Kanzlers Elischama verwahrt.

7

Als sich dies zugetragen, residierte der König in seinem Winterpalast, denn es war im neunten Monate, Kislew (Dezember). Es war gegen Abend, als die Fürsten und Ratgeber sich im Arbeitsraume des Königs versammelten, wo Jehudi das Buch Jeremias vorlesen sollte. Streng und düster sitzt Jojakim da, vor ihm steht ein glühendes Kohlenbecken, an dem er seine Hände wärmt. Abseits gruppieren sich die Großen des Reiches, alle in höchster Spannung.

Unter allgemeinem Schweigen liest Jehudi. Er hält die Rolle in der Linken, während er mit der Rechten Spalte nach Spalte aufrollt. Der König lauscht mit wachsendem Zorn, immer mehr verfinstert sich sein Antlitz. Sein Gesicht zeigt keine Spur von Selbstprüfung oder Zerknirschung. Das Wort Gottes erreicht nicht seine Seele. Als Jehudi die ersten drei, vier Spalten gelesen, schneidet sie der König mit dem Messer des Schreibers ab und wirft sie in die brennende Kohlenpfanne. Dies weckt allgemeines Entsetzen. Ähnliches hat kein König vorher gewagt. König Josia zerriß seine Kleider, als die Strafworte des Deuteronomiums vor ihm gelesen wurden. Erdreistet

sich dieser König, die heilige Prophetenrolle zu zerreißen? Einige wagen sich an den König heran und flehen ihn an, sich nicht am göttlichen Buche zu vergreifen. Doch Jojakim bleibt unberührt. Kaltblütig wirft er ein Stück nach dem anderen ins Feuer, schadenfroh sieht er, wie die Worte des Propheten in Rauch hinschwinden. Als das letzte Stück verbrannt ist und Jehudi nur noch den Stab in der Hand hält, der die Rolle zusammengehalten, erhebt sich der König rasch von seinem Platze und befiehlt, Jeremia und Baruch in Haft zu nehmen.

Als Jeremia am folgenden Tage in seinem Versteck über das, was im Winterpalaste vorgefallen, unterrichtet wird, läßt er eine neue Buchrolle, Tinte und Schreibstifte aus Rohr holen und spricht zu Baruch:

— Jojakim hat unser Buch verbrannt. So laß uns ein neues schreiben. Vermißt sich dieser Wahnwitzige, den Geist zu verbrennen? Kann die elende Kohlenpfanne des Königs das ewige Wort Gottes verzehren? Wehe über Jojakim, der dem Herrn des Himmels und der Erde trotzt. Kein Nachkomme wird ihm auf dem Throne Davids folgen, und seine Leiche wird preisgegeben werden der Glut bei Tag und der Kälte bei Nacht. Kein Friede zwischen mir und ihm! Nun stehen wir zwei gegeneinander, ich und er, doch ich bin der Stärkere. Er ist die Macht, doch ich bin der Geist. Er ist ein armer Vasall, Sklave Ägyptens, welchen morgen schon die anstürmenden Horden Nebukadnezars zertrümmern werden. Doch ich bin der unzerstörbare Geist, der Freie, Unnahbare, und ich trotze der Macht der Mächtigen und der Stärke der Starken.

Weg mit deinen rohen Händen vom Geiste, du gottvergessener König! Du konntest mein Buch vernichten, doch nicht meine glühende Seele, nicht mein lebendiges Wort. Solange das Herz in meiner Brust schlägt und meine Seele mitfühlt alles Weh und alle Not, solange meine Augen gepeinigte, leidende Menschenbrüder schauen und meine Ohren das Jammergeschrei der Bedrückten vernehmen — solange wird mein strafendes Wort über euren Häuptern erschallen. Kein König kann meinen Geist fesseln, kein Feuer mein Wort verzehren.

Warum verbranntest du mein Buch, du Rasender? Verbrenne doch lieber mich selbst! Du hast die Macht, ich bin in deiner Hand. Schicke her deine Henkersknechte, laß den widerspenstigen Jeremia in Ketten schlagen, laß ihn auf den Scheiterhaufen werfen und laß seinen Körper in Rauch aufgehen, wie du es mit seinem Buche getan. Doch nein! Das kannst du nicht, du König ohne Macht. Jeremia kannst du nicht umbringen. Du kannst ihn nicht mehr aus den Herzen der Menschen reißen. Sein Wehruf schallt durch den Weltenraum, sein Wort weckt schlafende Gewissen, der Funke, den er entzündet, glüht in den Seelen, keiner vermag ihn zu löschen!

Nimm deinen Schreibstift, Baruch, und schreibe. Dieses neue Buch wird mächtiger sein als das erste. Stärker als je fühle ich Gottes Feuer in meinem Innern. Klarer ist jetzt mein Blick, fester mein Wille. Ich fühle mich so nahe Gott und zugleich so nahe den Menschen. Laß uns schreiben, Baruch, Tag und Nacht, ohne Rast. Das Leiden hat mich besser gemacht. Ein neuer Jeremia wird zu dir reden, ein geläuterter Jeremia, einer, der tief in sein

Innerstes geschaut, der in das Herz der Welt geschaut. Ich erwarte nichts mehr von unserer Generation, doch mein Auge schaut eine bessere, die kommen wird. Ich glaube nicht mehr an den alten Bund, doch ich träume einen neuen! Ein neugeborenes Israel, mit einer neuen Lehre im Herzen.

Komm, Baruch, wir wollen die Last des Tages abschütteln und frei sein. Denke nicht an den König, wir schreiben ein neues Buch für Menschen.

8

Wochen und Monate verbringen Jeremia und Baruch in gesammelter Arbeit. Das Zusammensein im selbstgewählten Gefängnis, fern von der Außenwelt, hat sie mehr als je einander nahegebracht. Jeremia fühlt sich nicht mehr verlassen. Er hat in Baruch einen empfänglichen Schüler gefunden, einen unschätzbaren Helfer, einen Freund und Bruder. Es ist wärmer um ihn geworden. Wenn Baruch in seiner Nähe ist, fühlt er sich wie im Schoße der Familie. Er sieht in ihm den Retter, der ihm den Glauben an das Leben wiedergeschenkt. Mit brüderlichem Vertrauen öffnet er vor dem jüngeren Freunde die Geheimkammer seiner Seele. Dies ist nicht ein Schreiber, der vor ihm sitzt. Was er ihm in diesen arbeitsreichen Tagen und Nächten sagt, ist unendlich mehr als was er niederschreiben kann. Der Herr hat ihm eine verwandte Seele beschert, und es erfüllt ihn mit reinster Freude, dieser zu offenbaren, was sich in seinem Innern bewegt.

— Ich wünschte, Baruch, daß du in meine innere Welt schauen könntest. Diese besteht nicht aus Bruchstücken,

die der Zufall durcheinandergeworfen. Sie ist ein Bauwerk, dessen Teile sich zu einem Ganzen fügen. Ich bin nicht nur Sturm und Leidenschaft und feuerspeiender Vulkan, wie es manchem scheint. Was ich sage, ist nicht nur Eingebung des Augenblicks. Meine Rede ist ein Ruf aus meiner inneren Welt, ein Stück meiner selbst. Wie ich selbst, kommt sie von Ewigkeit und geht zur Ewigkeit.

Wenn ich jetzt zu dir rede, Baruch, ist es, als ob ich vor mir selbst bekennen würde, was die Lippen kaum auszusprechen vermögen. Neige mir dein Ohr zu, Baruch. Jeremia ist ein Abtrünniger. Ich mußte vieles verleugnen, was unsere Väter als ihren Glauben bekannt. Ein neuer Glaube dämmert in meiner Seele. Noch ist dieser bloß *mein* Glaube; doch morgen, vielleicht erst am Ende der Tage, wird er die neue Religion des Menschengeschlechtes werden. Ich träume eine Religion für kommende Tage. Seitdem ich zum erstenmal vor das Volk hingetreten, fühlte ich mich gezwungen, meine Stimme zu erheben gegen alles Lippenwerk, gegen alle Priesterfrömmigkeit, die nicht kommt vom Herzen und nicht dringt zum Herzen. Ich erhob mich gegen alles Außenwerk, welches das Licht der Religion verdunkelt. Ich mußte nein sagen zum Tempel. Ich mußte jede Art von Opfer verneinen: Der Herr hat unseren Vätern am Sinai nicht befohlen, Opfer darzubringen. Ich glaube nicht an die Bundeslade. Es wird eine Zeit kommen, da man nicht mehr von ihr reden und nicht an sie denken wird, man wird sie nicht suchen und keine neue bauen. Die Lade! Ist sie doch das Grab der Lehre geworden. Dort halten wir die heiligen Schriften wohl verwahrt, fern von unserem Leben und

fern von unserem Sinn. Wir brauchen keine Lade! Laßt uns hervorziehen die Lehre aus dem Dunkel der Lade in das helle Licht des Lebens. Ich habe den Glauben an jene Religion verloren, welche Josia gestiftet, da das Buch der Lehre im Tempel gefunden wurde. Diese königliche Religion zwingt das Volk zum Gehorsam, doch sie schafft keine guten Menschen. Religion und Königtum sind gesonderte Lebensmächte. Die Religion steht im Dienste des Ewigen, nicht des Königs. Die Religion trägt ihre Kraft in sich selbst, sie braucht nicht die Stütze des Reiches. Josia war ein gottesfürchtiger Mann, doch er überschätzte die königliche Gewalt. Der Staat kann Gesetze aufzwingen, doch er hat keine Macht über die Seelen. Der Staat gießt alles in Form, Gewohnheit, Zwang; die Religion ist eine lebendige Quelle, neu mit jedem Tage.

Nun sehe ich deinen fragenden Blick auf mich gerichtet, Baruch. Du denkst: Jeremia verleugnet den Tempel und den Opferdienst und die heilige Bundeslade und das Buch der Lehre — was bleibt übrig? Die Priester verwirft er, die Kenntnis der Thora achtet er für nichts — wie sollen wir unseren Glauben aufrechterhalten?

Meine Religion, Baruch, erhebt sich jenseits von all dem, was ich verleugne. Vielleicht bin ich Tausende von Jahren vor meiner Zeit zur Welt gekommen, vielleicht werden noch viele Generationen ihr Leben in Blindheit und Leere hinleben, ehe es Ohren für meine Worte geben wird. Doch es kommt ein Tag, da der Herr lebendig werden wird in jeglichem Menschenherzen.

Da ich jung war, Baruch, sah ich das Leben in Anatot:

Ich sah überall Falschheit und Lüge und Selbstsucht und sündige Begierden. Da kam ich in die heilige Stadt, wo Gottes Tempel steht. Ich durchstreifte die Gassen Jerusalems und suchte einen Menschen, doch ich fand keinen. Da dachte ich: Vielleicht sind es bloß die Geringen im Volke, welche den Weg des Herrn nicht kennen. Ich will zu den Großen gehen und mit ihnen reden. Aber auch diese waren tückisch und sündhaft. Man muß sich in acht nehmen vor seinem besten Freunde, man kann selbst seinem Bruder nicht trauen. Mit dem Munde reden sie freundlich zu ihrem Nächsten, doch im Verborgenen stellen sie ihm Fallen. Vergebens stellte ich mich auf die Wege, forschend nach den Pfaden der Welt, und fragte: Wo ist der Weg des Guten? Ich dachte in meinem Innern: Alle diese Sünder gehen in den Tempel, sie alle stehen demütig vor der Lade Gottes, sie bringen Opfer dar, sie lassen sich unterweisen in der Thora — wo ist ihre Gottesfurcht? Wenn sie dem Herrn Opfer darbringen, warum schädigen sie ihre Mitmenschen? Wenn sie eifrig sind, die Thora zu lesen, warum leben sie nicht im Geiste der Thora? Wenn sie Gott um seine Vaterliebe anflehen, warum üben sie selbst keine Liebe gegen ihre Brüder?

Wenn du ahnen könntest, Baruch, welches qualvolle Leben ich lebte! Wenn du wüßtest, wie unerträglich schwer es ist, mit gebundenen Händen durch eine Welt von lauter Elend und Verfall zu gehen, zu sehen und zu hören und zu fühlen die Not um sich herum und nicht helfen zu können! Ich fühlte mich heimatlos in Anatot, heimatlos in Jerusalem, heimatlos in diesem sündigen Dasein.

Ich wandte mich weg von einer Religion, die uns arme

Menschenkinder nicht erheben kann aus unserer Niedrigkeit, die uns nicht besser, nicht reiner macht; ich suchte einen neuen Weg zu Gott. Denn das will ich dir einschärfen, Baruch: Ein neuer Weg tut not, der alte ist nicht mehr gangbar:

„Brechet euch eine Brache, säet nicht auf Dornen."

Ich habe eine neue Brache gebrochen. Meine Religion ist mein unmittelbares Empfinden von Gottes Gegenwart. Schärfe dir dies ein, Baruch, denn hier ist der Kern meiner Religion. Anstatt Thora, der Lehre von Gott, setze ich Daat, das innere Erleben Gottes; anstatt der erlernten Religion suche ich die erlebte Religion. Mir ist Gott mein inneres Gesetz, mein Weg, mein Ziel. Ich brauche nicht an Ihn zu glauben, ich fühle Ihn in mir und über mir. Ich brauche keine geschriebene Lehre. Meine Frömmigkeit bedarf keiner äußeren Formen. Mein Gottesglaube ist lebendig und kann nicht aus toten Schriftrollen geholt werden.

Der alte Bund hat sich als unhaltbar erwiesen; dieser war auf Stein eingegraben. Mein Israel, das Israel kommender Tage, wird auf dem neuen Bunde errichtet werden; dieser Bund wird in unsere Herzen eingegraben werden.

Schreibe diese Worte in deine Rolle, Baruch:

„Siehe, Tage kommen, sagt der Herr, da ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund schließen werde, Brit Chadascha. Nicht wie der Bund, den ich mit ihren Vätern geschlossen, an jenem Tage, da ich sie an der Hand gefaßt, um sie aus dem Lande Mizrajim zu führen . . . Denn dies ist der Bund, den ich schlie-

ßen werde mit dem Hause Israel in jenen kommenden Tagen, sagt der Herr. Ich werde meine Lehre in ihr Inneres legen und ich werde sie in ihre Herzen schreiben... Dann werden sie einander nicht mehr unterweisen, der eine Bruder den anderen, und sagen: Lernet Gott kennen. Denn alle werden mich kennen, von den Kleinsten bis zu den Größten, spricht der Herr!"

Als sich Baruch in jener Nacht von Jeremia verabschiedete, schwebte eine unausgesprochene Frage auf seinen Lippen: Ist es jedermanns Sache, Gott in seinem Innern zu erleben, ohne Leitung und ohne Unterweisung? Kann die Religion Jeremias jedermanns Religion werden?

9

Schicksalsschwere Zeiten kommen nun über Juda und über Jeremia. Der Zusammenbruch, den der Prophet seit Jahrzehnten vorhergesagt, ist unvermeidlich geworden. Die babylonische Gefahr wächst mit jedem Jahre. Jerusalem ist dem Untergange geweiht. Der Prophet ist ganz erfüllt von der schweren Not des Tages. Die ewigen Fragen, die seinen Sinn gefangen hielten, werden von der brennenden Frage des Tages überschattet: das Verhältnis zu Babylonien. Für ihn ist dies nicht bloß ein Problem des Reiches. Ihn beunruhigt vor allem anderen die Gefahr, die dem Geiste Israels droht. Die Rettung des Geistes scheint ihm unendlich wichtiger als die des Reiches. Ihm schwebt ein Ziel vor: Israels geistige Kraft vor dem Untergange zu bewahren. Er glaubt fest daran, daß Israel mit Babel vereint die Möglichkeit haben würde, seinen religiösen Beruf zu erfüllen. Doch im Kampfe gegen Babel wird es unrettbar von der Oberfläche der Erde verschwinden müssen. Darum wagt er das Äußerste. Einer gegen alle, predigt er Unterwerfung unter Babel. Immer von neuem setzt er sein Leben

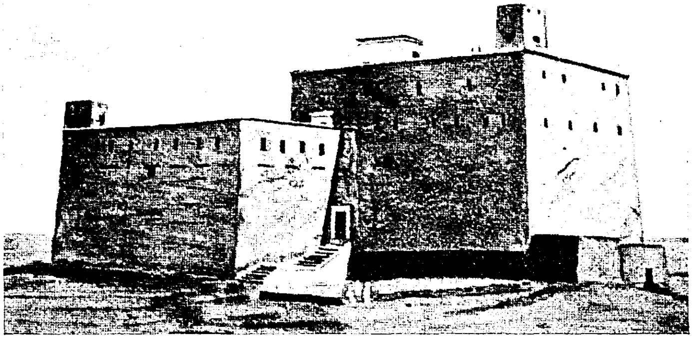
aufs Spiel. Furchtlos steht er auf dem Wachtturm und warnt. Doch sein Ruf verklingt ungehört.

Der Prophet genießt jetzt in höherem Maße als je zuvor das Vertrauen des Volkes. Doch der König und die Machthaber, die weltlichen wie die geistlichen, hassen ihn und verbittern sein Leben. Wiederholt muß er die Reden, die er hält, mit seiner persönlichen Freiheit bezahlen. Wochen und Monate verbringt er im Gefängnis. Er wird oft gemartert und mißhandelt wie ein gemeiner Verbrecher. Er überlebt Peinigungen, wie sie keinem anderen Propheten widerfahren. Einmal während der Belagerung der Stadt wird er in eine ausgetrocknete Zisterne geworfen, wo er bis an den Hals im Schlamm versinkt. Er ist dem Verschmachten nahe. Doch in letzter Stunde rettet ihn Ebed-Melek, ein im Dienste des Königs stehender Äthiopier.

Die Katastrophen folgen einander Schlag auf Schlag. Jerusalem gleicht einem sinkenden Fahrzeug, das nicht mehr zu retten ist. Im Jahre 597 legt Nebukadnezar seinen starken Arm auf das widerspenstige Juda. Jojachin (Jechonia), des treulosen Jojakims Nachfolger, wird zusammen mit den Vornehmen in Jerusalem in die Gefangenschaft geschleppt. Noch in der allerletzten Stunde sucht Jeremia das harte Geschick abzuwenden. Inständig warnt er Zidkia vor neuen ägyptischen Abenteuern. Mit einem Ochsenjoch im Nacken tritt er vor den König und die Hofleute und sagt: „Beuget euren Hals unter das Joch Babels ... so werdet ihr leben.“ Gleichzeitig richtet er sein mahnendes Wort an die Gefangenen in Babel, die er



Marterung gefangener Feinde
(assyrisches Relief)



Die Veste Tachpanches in Ägypten, wo Jeremia sich
zuletzt aufhielt

zur Treue gegen das neue Heimatland aufruft. Seine weitsehende Phantasie schafft einen neuen Typus in der Geschichte Israels: den jüdischen Bürger, der aufrichtig verbunden ist mit der neuen Heimat, zugleich aber dem eigenen geistigen Erbe die Treue bewahrt. In seinem weltgeschichtlichen Briefe an die babylonische Gola (Jeremia 29), dämmert der nachexilische Jude herauf: der Jude mit der doppelten Verbundenheit, mit dem zwiefachen Vaterlande — dem wirklichen und dem ideellen, mit der doppelten Treue — gegen das Angeborene und das Erworbene, gegen das Vergangene und das Gegenwärtige. Zum erstenmal verkündet hier der Prophet die Möglichkeit bürgerlichen Zusammenseins zwischen Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedener historischer Art. Er glaubt an die Möglichkeit eines lebendigen Judenvolkes in der Diaspora. Doch der unglückliche Prophet kann nichts mehr ausrichten. Unerbittlich vollzieht sich das Geschick.

Die chaldäischen Truppen belagern fast zweieinhalb Jahre Jerusalem. Die Bevölkerung ist von Hunger und Krankheit dezimiert. Im Jahre 586 wird die Stadt gestürmt, der Tempel Salomos wird von Flammen verzehrt, der unglückliche Zidkia, der letzte König des untergehenden Reiches, wird gefesselt, geblendet und in die Gefangenschaft geschleppt. Ihm folgen der Hof, Fürsten, Priester und Adel. In der kleinen Stadt Mizpa residiert als Statthalter Babels Gedalja, der Sohn Ahikams, der einst Jeremia vor der Wut der Menge gerettet. Doch seine Statthalterschaft dauert nicht lange. Nach zweimonatiger Regierung wird er von Verschwörern

ermordet. Der letzte Schimmer von Staatlichkeit ist verschwunden. Das Licht Judas ist erloschen.

Auf den Trümmern Jerusalems sitzt Jeremia, alt und gebrochen, und beweint Judas Fall. Seitdem seine Augen die Heimsuchung ohnegleichen gesehen, die über sein Volk hereingebrochen, ist er wie verwandelt. Die Leiden, die er selbst ausgestanden, verschwinden gegenüber der grausamen Strafe, die über das verirrte Juda verhängt wurde. All seine Härte gegen das sündige Volk, hat sich in mitfühlende Liebe gewandelt. Bei Rama, wo der Prophet, in Ketten geschmiedet, gemeinsam mit den Edlen Jerusalems die Deportation nach Babel erwartet, wird er von tiefster Trauer über den Untergang des Volkes erfaßt, zugleich aber erwacht neuer Zukunftsglaube in seiner Brust:

Ein Ruf in Rama schallet,
Wehklage und Jammer —
Um die Kinder Rachel weinet,
will sich nicht trösten lassen.

Nicht klage deine Stimme,
nicht tränen deine Augen:
Hoffnung winkt in Zukunft.
Heimkehren deine Kinder!

Das Maß der Leiden ist noch nicht voll. Jeremia wird auf höheren Befehl freigegeben, er darf nach Juda zurückkehren. An der Seite des Statthalters Gedalja darf er in Mizpa seinen Dienst am unglücklichen Volke fortsetzen. Doch nach der Ermordung des Statthalters ist nichts

mehr zu hoffen. Der Prophet hat keine Macht mehr über die Verzweifelten, die sich im eigenen Lande wie auf einem Vulkan fühlen. Die Mörder Gedaljas irren unstet umher, von Spähern verfolgt, und immer mehr Unzufriedene stoßen zu ihnen. Schließlich begeben sie sich in kopfloser Flucht nach Ägypten. In Kimhams Herberge sammeln sich die Fliehenden, unter ihnen Jeremia und Baruch. Die Rebellenführer fordern Jeremia auf für sie um Hilfe und Wegweisung zu beten: „Bete für uns zum Herrn für diesen kleinen Rest. Unserer sind bloß wenige übriggeblieben von vielen."

Dies war eine der schwersten Entscheidungen, vor welchen der hartgeprüfte Prophet je gestanden. Ein sterbendes Volk streckt in Verzweiflung seine Arme in die Höhe und ruft um Hilfe. Zehn Tage und zehn Nächte kämpft er mit sich selbst; er wartet auf Gottes Wort, doch es kommt nicht. Er überlegt mit Baruch, doch auch er weiß keinen Rat. Die Menge hat inzwischen die Geduld verloren. Als er zuletzt eindringlich vor dem gefährlichen Abenteuer warnt, stößt er auf heftigen Widerstand. Die Verschwörer rufen ihm zu: „Es ist nicht wahr, was du sagst! Der Herr hat dich nicht geschickt. Es ist Baruch, Nerijas Sohn, der dich gegen uns hetzt, damit die Chaldäer uns töten oder uns nach Babel schleppen sollen."

Jeremias Wort bedeutet nichts mehr. Es ist ihm, als ob er tot wäre bei lebendigem Leibe. Willenlos folgt er der fliehenden Schar nach Ägypten. Mit ihm ist Baruch, der einzige, der noch an ihn glaubt. Gleich einem Schat-

ten schleppt er sich über den glühenden Wüstensand, enttäuscht und ermüdet. Seine Lebensbahn ist zu Ende. Nur einmal noch lodert das verlöschende Feuer zu heller Flamme auf. Als die Karawane in Ägypten angekommen war und sich in Tachpanches (am östlichen Arme des Nildelta) niedergelassen hatte, erwacht die alte Kraft des Propheten. Noch einmal stellt er sich zum Kampfe, einer gegen alle. In Ägypten hatten seit langem Reste der zehn Stämme aus dem Nordreiche Gemeinden gebildet, die jedoch immer mehr fremde Kultformen angenommen hatten. Jeremia ist empört beim Anblick der Weiber, welche Opferfeuer für die Himmelskönigin anzünden und ihr Trinkopfer weihen. Verzweifelt sieht er, daß Heimsuchungen und Leiden nicht vermocht hatten, die Augen der Verblendeten zu öffnen.

Vor dem königlichen Schlosse in Tachpanches sammelt er zum letztenmal die Reste von Juda um sich. In einer flammenden Rede ergießt sich noch einmal all die Bitterkeit, die seit der Jugend seine Seele erfüllt. Doch das wildgewordene Volk verträgt keine Zurechtweisung mehr. Rasende Weiber, von ihren Männern ermutigt, drängen sich drohend an den Propheten heran und schreien:

„Höre auf, zu uns im Namen Gottes zu sprechen. Wir wollen dich nicht hören. Wir werden weiterhin Opferfeuer für die Himmelskönigin anzünden, wie es die Könige und Fürsten auf den Straßen Jerusalems getan. Damals hatten wir Brot und es ging uns gut. Doch seitdem wir damit aufgehört, leiden wir Mangel an allem und wir vergehen durch Schwert und Hunger.“

Das Lager befindet sich in vollem Aufruhr. Plötzlich

fliegt ein Stein gegen das Haupt des Propheten. Jeremias Stirn blutet, doch er achtet nicht darauf. Ihm ist, als nahte endlich der befreiende Engel, um seine Seele vom zerstörten Körper zu lösen. In diesem Augenblicke wirft sich Baruch der rasenden Menge entgegen und stellt sich schützend vor den Propheten:

— Höret auf, unschuldig Blut zu vergießen. Seid ihr so verblendet, daß ihr nicht Gottes Siegel auf der Stirn dieses Heiligen wahrnehmet? Seit vierzig Jahren steht er in unserer Mitte, nein, abseits von uns, über uns, einer gegen alle. Sein ganzes Leben war ein Leiden ohnegleichen. Keine Qual ist ihm erspart geblieben. Alle menschliche Roheit und Gemeinheit haben sich gegen ihn erhoben. Doch unerschüttert verharrte er auf dem Platze, wohin der Herr ihn gestellt, einsam, ohne Bruder oder Freund, ohne Weib und Kind — der tapferste Held, der heiligste Dulder, der je in unserer Mitte gelebt. Ahnt ihr denn nicht das Göttliche, das von diesem Manne ausstrahlt? Versteht ihr nicht, daß er mit seinem leidenden Leben uns alle adelt, daß er Glanz ausgießt über unser dunkles Dasein, daß er den Namen Mensch heiligt? Vergesset seine Worte, verbrennet sein Buch, doch übrig bleibt der Mensch Jeremia, das strahlende Vorbild, zu dem kommende Geschlechter aufblicken werden wie zu einem der Höchsten des Menschengeschlechtes.

Raset nicht vergeblich, werfet nicht Steine — Jeremia könnt ihr nicht töten. Er ist eine Lebensmacht geworden, eine Flamme, die nie mehr verlöschen kann!

Vor vierzig Jahren stand ich in seiner Nähe als Men-

ermordet. Der letzte Schimmer von Staatlichkeit ist verschwunden. Das Licht Judas ist erloschen.

Auf den Trümmern Jerusalems sitzt Jeremia, alt und gebrochen, und beweint Judas Fall. Seitdem seine Augen die Heimsuchung ohnegleichen gesehen, die über sein Volk hereingebrochen, ist er wie verwandelt. Die Leiden, die er selbst ausgestanden, verschwinden gegenüber der grausamen Strafe, die über das verirrte Juda verhängt wurde. All seine Härte gegen das sündige Volk, hat sich in mitfühlende Liebe gewandelt. Bei Rama, wo der Prophet, in Ketten geschmiedet, gemeinsam mit den Edlen Jerusalems die Deportation nach Babel erwartet, wird er von tiefster Trauer über den Untergang des Volkes erfaßt, zugleich aber erwacht neuer Zukunftsglaube in seiner Brust:

Ein Ruf in Rama schallet,
Wehklage und Jammer —
Um die Kinder Rachel weinet,
will sich nicht trösten lassen.

Nicht klage deine Stimme,
nicht tränen deine Augen:
Hoffnung winkt in Zukunft.
Heimkehren deine Kinder!

Das Maß der Leiden ist noch nicht voll. Jeremia wird auf höheren Befehl freigegeben, er darf nach Juda zurückkehren. An der Seite des Statthalters Gedalja darf er in Mizpa seinen Dienst am unglücklichen Volke fortsetzen. Doch nach der Ermordung des Statthalters ist nichts

mehr zu hoffen. Der Prophet hat keine Macht mehr über die Verzweifelten, die sich im eigenen Lande wie auf einem Vulkan fühlen. Die Mörder Gedaljas irren unstet umher, von Spähern verfolgt, und immer mehr Unzufriedene stoßen zu ihnen. Schließlich begeben sie sich in kopfloser Flucht nach Ägypten. In Kimhams Herberge sammeln sich die Fliehenden, unter ihnen Jeremia und Baruch. Die Rebellenführer fordern Jeremia auf für sie um Hilfe und Wegweisung zu beten: „Bete für uns zum Herrn für diesen kleinen Rest. Unserer sind bloß wenige übriggeblieben von vielen."

Dies war eine der schwersten Entscheidungen, vor welchen der hartgeprüfte Prophet je gestanden. Ein sterbendes Volk streckt in Verzweiflung seine Arme in die Höhe und ruft um Hilfe. Zehn Tage und zehn Nächte kämpft er mit sich selbst; er wartet auf Gottes Wort, doch es kommt nicht. Er überlegt mit Baruch, doch auch er weiß keinen Rat. Die Menge hat inzwischen die Geduld verloren. Als er zuletzt eindringlich vor dem gefährlichen Abenteuer warnt, stößt er auf heftigen Widerstand. Die Verschwörer rufen ihm zu: „Es ist nicht wahr, was du sagst! Der Herr hat dich nicht geschickt. Es ist Baruch, Nerijas Sohn, der dich gegen uns hetzt, damit die Chaldäer uns töten oder uns nach Babel schleppen sollen."

Jeremias Wort bedeutet nichts mehr. Es ist ihm, als ob er tot wäre bei lebendigem Leibe. Willenlos folgt er der fliehenden Schar nach Ägypten. Mit ihm ist Baruch, der einzige, der noch an ihn glaubt. Gleich einem Schat-

ten schleppt er sich über den glühenden Wüstensand, enttäuscht und ermüdet. Seine Lebensbahn ist zu Ende. Nur einmal noch lodert das verlöschende Feuer zu heller Flamme auf. Als die Karawane in Ägypten angekommen war und sich in Tachpanches (am östlichen Arme des Nildelta) niedergelassen hatte, erwacht die alte Kraft des Propheten. Noch einmal stellt er sich zum Kampfe, einer gegen alle. In Ägypten hatten seit langem Reste der zehn Stämme aus dem Nordreiche Gemeinden gebildet, die jedoch immer mehr fremde Kultformen angenommen hatten. Jeremia ist empört beim Anblick der Weiber, welche Opferfeuer für die Himmelskönigin anzünden und ihr Trinkopfer weihen. Verzweifelt sieht er, daß Heimsuchungen und Leiden nicht vermocht hatten, die Augen der Verblendeten zu öffnen.

Vor dem königlichen Schlosse in Tachpanches sammelt er zum letztenmal die Reste von Juda um sich. In einer flammenden Rede ergießt sich noch einmal all die Bitterkeit, die seit der Jugend seine Seele erfüllt. Doch das wildgewordene Volk verträgt keine Zurechtweisung mehr. Rasende Weiber, von ihren Männern ermutigt, drängen sich drohend an den Propheten heran und schreien:

„Höre auf, zu uns im Namen Gottes zu sprechen. Wir wollen dich nicht hören. Wir werden weiterhin Opferfeuer für die Himmelskönigin anzünden, wie es die Könige und Fürsten auf den Straßen Jerusalems getan. Damals hatten wir Brot und es ging uns gut. Doch seitdem wir damit aufgehört, leiden wir Mangel an allem und wir vergehen durch Schwert und Hunger.“

Das Lager befindet sich in vollem Aufruhr. Plötzlich

fliegt ein Stein gegen das Haupt des Propheten. Jeremias Stirn blutet, doch er achtet nicht darauf. Ihm ist, als nahte endlich der befreiende Engel, um seine Seele vom zerstörten Körper zu lösen. In diesem Augenblicke wirft sich Baruch der rasenden Menge entgegen und stellt sich schützend vor den Propheten:

— Höret auf, unschuldig Blut zu vergießen. Seid ihr so verblendet, daß ihr nicht Gottes Siegel auf der Stirn dieses Heiligen wahrnehmet? Seit vierzig Jahren steht er in unserer Mitte, nein, abseits von uns, über uns, einer gegen alle. Sein ganzes Leben war ein Leiden ohnegleichen. Keine Qual ist ihm erspart geblieben. Alle menschliche Roheit und Gemeinheit haben sich gegen ihn erhoben. Doch unerschüttert verharrte er auf dem Platze, wohin der Herr ihn gestellt, einsam, ohne Bruder oder Freund, ohne Weib und Kind — der tapferste Held, der heiligste Dulder, der je in unserer Mitte gelebt. Ahnt ihr denn nicht das Göttliche, das von diesem Manne ausstrahlt? Versteht ihr nicht, daß er mit seinem leidenden Leben uns alle adelt, daß er Glanz ausgießt über unser dunkles Dasein, daß er den Namen Mensch heiligt? Vergesset seine Worte, verbrennet sein Buch, doch übrig bleibt der Mensch Jeremia, das strahlende Vorbild, zu dem kommende Geschlechter aufblicken werden wie zu einem der Höchsten des Menschengeschlechtes.

Raset nicht vergeblich, werfet nicht Steine — Jeremia könnt ihr nicht töten. Er ist eine Lebensmacht geworden, eine Flamme, die nie mehr verlöschen kann!

Vor vierzig Jahren stand ich in seiner Nähe als Men-

schen, rasende wie ihr, sich über ihn stürzten, um sein junges Leben zu zerstören. Nun steht er hier, ein alter und gebrochener Mann, am Rande des Grabes, und ihr stürmt gegen ihn, in wildem Haß, mit Steinen bewaffnet.

Weh mir, daß meine Augen dies Entsetzliche schauen mußten! Daß er und ich dieselbe Luft atmen wie ihr, an derselben Sonne uns wärmen wie ihr! Wohlan, befreit ihn von diesem elenden Dasein, befreit ihn von euch und von eurem Anblick. Tötet ihn!

Baruch hält inne und blickt sich um. Doch Jeremia ist verschwunden. Blutbefleckte Steine bedecken die Stelle, wo der Prophet zuletzt gestanden — er, der sein Leben geweiht, zu verwandeln den Bund von Stein in einen Bund der Herzen.

HESEKIEL

Der Prophet als Seelsorger

I

Woche um Woche streifte Hesekiel am einsamen Strande des Kanals Kebar umher, ein gebrochener Mann, der es nicht ertrug, ein Dach über dem Haupte zu haben, der fliehen mußte vor sich selbst und vor der Welt. Es waren nun fünf Jahre vergangen seit dem Tage, da die schwere Heimsuchung das Volk und ihn getroffen hatte, doch der Schmerz brannte unvermindert in seiner Seele, als ob es gestern geschehen wäre. Das Unglücksjahr 597, da er gemeinsam mit König Jojachin und den Edlen von Jerusalem gleich gemeinen Verbrechern durch die glühende Wüste nach Babylonien geschleppt wurde, hatte sein Leben zerstört.

Als die Katastrophe eintrat, war er fünfundzwanzig Jahre alt, strotzend von Kraft und Lebensglauben. Über dem väterlichen Priesterhause leuchtete ein Widerschein vom aronidischen Glanze. Der junge Priestersohn wuchs heran in Reinheit und Weihe, ein glücklicher Erbe, berufen die geistige Erbschaft der zaddokitischen Vorväter

zu verwalten. Die Zeit war ernster denn je und schwere Gefahren drohten von außen. Doch das Thorabuch, das unter der Regierung des Königs Josia im Tempel gefunden wurde (621), war zur rechten Zeit gekommen — einer Feuersäule gleich, die voranleuchten sollte in der bevorstehenden Nacht der Wanderungen. Dieses Buch sollte den Irregegangenen den rechten Weg weisen und den Mutlosen neuen Willen zum Leben schenken. Für junge Priester war es eine Lust zu leben in jener Zeit des Werdens. Früh hatte sich Hesekiel unter Leitung seines Vaters, des Tempelpriesters Buzi, im Priesterdienst geübt und die Luft der Propheten geatmet, die das Deuteronomium erfüllte. Jeremias Verkündigung, sein tragisches Martyrium, und mehr noch seine alles überragende Persönlichkeit hatten unverwischbare Spuren in der Seele des jungen Priesters hinterlassen. Oftmals mag er wohl dem ekstatischen Künder im Tempelhofe begegnet sein; mehr als einmal wird er seinen erschütternden Ruf vernommen haben. Der Priester in ihm lehnte sich auf gegen das Traditionsfremde in der Predigt dieses religiösen Umstürzlers. Doch manche von Jeremias Gedanken wurden seine Gedanken, und die heldenhafte Persönlichkeit des gotterfüllten Mannes hatte ihn vollkommen in ihren Bann gezogen.

Da kam der unglücksschwere Tag, der alle seine Träume vernichtete. Seitdem König Josia bei Megiddo im Kampfe gegen Pharao Necho gefallen (606), konnte das zerrüttete Land sein Gleichgewicht nicht wiederfinden. Irregeleitete Könige und falsche Propheten hat-

ten das machtlose Juda in ein hoffnungsloses Intrigenspiel zwischen Babylonien und Ägypten hineingezerrt. Man beugte das Knie vor dem aufgehenden Sterne Babel, doch zu gleicher Zeit stand man im heimlichen Bunde mit dem zum Tode verurteilten Ägypten. Dieses Hinken auf beiden Seiten war unmoralisch und unpolitisch zugleich. Vergeblich erhoben ihre warnenden Stimmen Jeremia in Jerusalem und Hesekiel in Babylonien.

Ein neuer Mann betritt den Schauplatz der Weltgeschichte, um den Willen Gottes zu vollziehen. Nebukadnezar wird das Werkzeug, mit welchem der Herr das widerspenstige Israel züchtigt. In einer mehr als vierzigjährigen Regierungszeit (604—562) hatte er das von seinem Vater Nabopolassar geschaffene neubabylonische Weltreich befestigt und erweitert. Er war einer der Großen der alten Zeit; Feldherr, Staatsmann und Organisator, ein Neuschöpfer von größtem Format, eine reiche Natur, stark und weitsichtig, auch als Charakter respekteinflößend, durchaus nicht der grausame Gewaltmensch, als welcher er in der traditionellen Vorstellung lebt. Mit seinen starken Armen faßt er die Säulen der Welt, und das morschgewordene Gebäude stürzt zusammen. Das mächtige Assyrien fällt auseinander, Ägypten wird lahmgelegt und der unbedeutende Vasallenstaat Babylonien wächst zur herrschenden Weltmacht empor. „Ein goldener Kelch in des Herrn Hand ist Babel, und er berauscht die ganze Erde“ — heißt es im Buche Jeremia. Das Licht Nebukadnezars strahlt über der Erde. Die Hauptstadt Babylon erblüht voller Glanz

und Zauber, eine leuchtende Stadt, mit Wunderpalästen und ragenden Tempeln, mit stattlichen Straßenzügen und mit ihren hängenden Gärten, die zu den sieben Weltwundern gerechnet werden.

Als sich Nebukadnezar im Jahre 597 an der Spitze seines Heeres Jerusalem näherte, war alle Hoffnung verloren. Jene schwarze Stunde, da der achtzehnjährige König Jojachin mit seiner Mutter Nehušta und seinem Hofstaat aus der Stadt gezogen waren, um sich dem siegreichen Feinde zu ergeben, war im Grunde die letzte Stunde des freien Juda. Jojachin wurde in Fesseln geschlagen und zusammen mit ihm wurden in die Gefangenschaft geführt „ganz Jerusalem, alle Hauptmänner und alle tapferen Krieger, zehntausend wurden weggeführt, ebenso alle Zimmermänner und Schmiede“. Unter ihnen befand sich der junge, vornehme Priester Hesekiel.

Er hatte sich nie mit Politik befaßt, und er verabscheute Jojachin ebenso wie dessen Vater. Warum mußte gerade er mit in die Verbannung? Warum mußte er Heim und Tempel und den hohen Beruf, dem er sein junges Leben geweiht, verlassen? Die Wochen und Monate voll Schmach und Erniedrigung, die nun folgten, vor allem der tragische Zug der Gefangenen durch die Wüste, haben seine Kräfte erschüttert und seine Sinne umnebelt. Es ist, als brenne ein unlöschbares Feuer in seinem Innern, als würde sein Körper von offenen Wunden zerfressen, die nicht heilen wollen. Wie ein schreckerregendes Gespenst steht sein eigenes Bild vor ihm: er

sieht sich selbst als einen Ring in jener endlosen Menschenkette, die sich durch den glühenden Wüstensand zieht. Dort gehen die Vornehmen und Edlen von Juda, bekleidet mit grauen Mänteln und mit steifgewordenen Sandalen an den Füßen, verschlissener mit jedem Tag, mit rückwärtsgebundenen Händen, mit vornübergebeugten Nacken, von Zeit zu Zeit mit Peitschenhieben und Stockschlägen traktiert, zur größeren Ehre des Siegers. Mitten unter diesen Jammergestalten geht er, Hesekiel, den langen schweren Weg — zuerst von Jerusalem nach Riwla, danach durch die Wüste Palmyras zu den Gebieten in der Nähe des südbabylonischen Großkanals Kebar.

Am Ziele angelangt, fühlt er sich wie ein vom Leben Besiegter. Er ist plötzlich doppelt heimatlos geworden, körperlich und seelisch; nun schwebt er wurzellos in der Luft. Was soll er mit sich anfangen? Alle die anderen haben sich erstaunlich rasch zurechtgefunden, sie haben sich auf den Plätzen niedergelassen, die ihnen angewiesen wurden, ein Teil in der Umgebung der Hauptstadt, viele an den Ufern des Kebar, in der Nähe der großen Handelsstadt Nippur; kleinere Gruppen siedelten sich in Tel-Aviv, Tel-Melach, Tel-Charša an. Sie ernährten sich als Kleinbauern und Handwerker, teilweise auch als Handelsleute und Geschäftsvertreter. In diesem notdürftig zusammengeleimten Gemeinwesen ist alles auf Befriedigung der täglichen Bedürfnisse eingestellt, auf Arbeit und Verdienst. Da gibt es kaum Platz für den gelehrten Priester, der in Schriftrollen und Grübeleien lebt. Hesekiel fühlt sich fremd in dieser Umgebung, mit

der er nichts gemein hat. Das Leben unter diesen versklavten Arbeitsmenschen ist ihm unerträglich. Er ist entsetzt über ihre Dienstbarkeit, ihren unpersönlichen Anpassungseifer, ihre Geschmeidigkeit und Wurzellosigkeit. Es erfüllt ihn mit Unruhe, daß das kerngesunde Bauernvolk Israel seitdem es in das chaldäische „Krämerland" gekommen zum erstenmal in seiner Geschichte vom Handel angezogen wird. Nicht ohne Sorge sieht er, wie sich ein Teil der Gola immer mehr vom gottnahen Ackerbau abkehrt, um sich dem entwurzelnden Handel zuzuwenden.

Die Jahre, die er seither hier verbracht, waren unsäglich leere und freudlose Jahre, erfüllt von hoffnungslosem Suchen nach Etwas, das nimmer kam. Doch jetzt, in diesem Schicksalsjahre 593, ist die Gefahr größer denn je. In Jerusalem wird das leichtgläubige Volk von Phantasten und Abenteurern irregeführt. Unterdrückte Stämme, Moab, Edom, Tyrus, sammeln sich um den neuen ägyptischen König Psammetich II. zu einer Verschwörung gegen Babel. Der Prophet Hananja verkündet offen Babels bevorstehenden Fall. Er nahm das Joch vom Nacken Jeremias und zerbrach es, um durch diese symbolische Handlung König und Volk zum Abfall von Babel aufzureizen. Dieser Wahnwitz war die größte aller Gefahren. Sollte er, Hesekiel, untätig diesem irrsinnigen Selbstmord zusehen? Sollte er stillsitzen und warten, bis keine Rettung mehr möglich? Es ist ein zwiefacher Zusammenbruch, den er erlebt, den des Volkes und seinen eigenen. Er, der geborene Priester, der sich

Zeit seines Lebens für den Beruf bereitet, das göttliche Feuer im Heiligen Tempel zu bewachen, Weihe über das Dasein zu breiten, er ward aus seiner Lebensbahn geworfen, um untätig an fremden Gestaden umherzuwandern.

2

Hesekiel hatte alle Hoffnung aufgegeben, jemals heimkehren zu können, um wieder in den Priesterdienst einzutreten. Nun sucht er einen neuen Weg zu den Menschen. Neue Gedanken werden in seinem Innern wach: Fordert nicht die Zeit einen Wächter, einen Hirten, der die zerstreuten Schafe sammeln und bewachen sollte, einen, der hier in dem unheiligen Lande die Fahne wieder erheben sollte, die den Händen der judäischen Propheten entglitten war? Doch diese Gedanken werden von nagendem Zweifel verscheucht. Ist er der rechte Mann, die Fahne der Gotteskünder wieder aufzurollen? Er hat niemals Gesichte gehabt, nie ward ihm ein Schimmer von Gottes Wesen offenbart. Der Herr hat ihn nicht gerufen. Und was würden die Leute sagen drüben in Tel-Aviv, wenn er, der vornehme Aronide, eines Tages vor sie hintreten würde, bekleidet mit dem härenen, grauen Prophetenmantel, und zu ihnen im Namen Gottes spräche? Wie würden diese trotzigen, respektlosen und mißtrauischen Alltagsmenschen seine Botschaft entgegennehmen?

Eines Abends, da die Schatten sich über die Erde senkten, wendet er sich von sich und seinem endlosen Grübeln ab, um Gott anzurufen. In dieser Stunde ist sein ganzes Wesen eine einzige quälende Frage; er kann nicht von dannen gehen ohne Antwort. Er fällt auf die Knie, streckt die Arme zum Himmel, während seine Lippen sich von selbst zu einem Gebet formen:

Herr, weise mir meinen Weg. Gib mir ein Zeichen, daß Du mich erkoren und daß Du mich Deinem Dienste geweiht. Du bist der Ewige, mein Gott, der Du auserwählt hast Abraham und ihn geführt aus Ur-Kasdim. Du erschienest in einem brennenden Dornbusch dem Herrn der Propheten, Mose, und Du sprachst zu ihm: Gehe hin, ich werde sein mit deinem Munde und werde dich lehren, was du sprechen sollst. Du hast dich Jesaja offenbart, sitzend auf einem hohen Thron, und riefst ihn aus Rauchwolken. Du hast Jeremia gerufen, und Du sagtest ihm: Geh, wohin ich dich sende, und sprich, was ich dir befehle.

Lasse nun, o mein Gott, auch Deinem demütigen Diener die Gnade widerfahren, daß er Dein Wort vernehme. Neige mir Dein Ohr zu! Wenn nicht, dann nimm meine Seele von mir, denn mein Tod ist besser als mein Leben.

Herr, Du kennst mich. Ein Fremder bin ich auf Erden, und ich trage meine Seele in meiner Hand. Ich bin jung und gering von Ansehen, doch ich fühle, daß es Zeit ist für Dich zu streiten, denn sie haben vernichtet Deine Lehre. Stütze mich, o Herr, mit Deinem Worte. Sieh,

wie ich leide, und heile mich, streite meinen Streit und befreie mich. Sieh, Herr, ich irre umher gleich einem verirrten Schaf, suche Deinen Diener und gib mir das Zeichen, auf das ich warte. Rufe mich, ich bin bereit zu antworten!

Eine Weile verharrte er in dumpfem Schweigen, dann fiel er ohnmächtig zu Boden; es war als hätte ein Starrkrampf seine Glieder gefesselt. Hingestreckt lag er, mit geschlossenen Augen, halb wach, halb schlummernd. Plötzlich fühlte er, wie ein Sturm sich über ihm erhob und am Himmel Feuergarben durch gewaltige Wolken schlugen. Mitten durch die Wolken wurden die Konturen von vier Tieren mit menschlicher Gestalt sichtbar. Jedes hatte vier Gesichter und vier Flügel. Die Füße glichen Kalbsfüßen, die Hände unterhalb ihrer Flügel waren Menschenhände. Von den vier Gesichtern war das vordere ein Menschengesicht, das hintere ein Adlergesicht, das auf der rechten Seite ein Löwengesicht, das auf der linken ein Stiergesicht. Mit zwei Flügeln schlossen sie sich aneinander, und zwei bedeckten ihre Körper. Diese Menschentiere waren überströmt von Feuersglut, und sie flammten wie Fackeln. Sie zuckten hin und her wie Blitze, rings um sie sah er Räder aus Chrysolit. Wenn die Menschentiere sich bewegten, bewegten die Räder sich; wenn sie stillstanden, standen die Räder still. Wenn sie sich über die Erde erhoben, erhoben sich auch die Räder mit ihnen. „Denn der Geist der Wesen war in den Rädern.“ Über diesen leuchtete ein Thron, und hoch auf demselben eine Menschengestalt, um-

geben von einem Feuerschein. „Dem Bogen gleich, der sichtbar wird in den Wolken, wenn es regnet, so sah der Schein aus dort oben rund herum.“

Nun vernahm Hesekiel eine Stimme, welche durch das Schweigen rief:

„Menschensohn, stelle dich auf deine Füße, dann werde ich mit dir sprechen. Ich sende dich zu den Kindern Israels, zu diesen treulosen Heiden, die abgefallen sind von mir, zu diesen Kindern mit harter Stirn und verstockten Herzen sende ich dich, und du sollst ihnen sagen: So spricht Gott, der Herr. Ob sie nun hören oder nicht, so werden sie doch wissen, daß ein Prophet war unter ihnen: denn ein widerspenstiges Geschlecht sind sie. Und du, Menschensohn, fürchte dich nicht vor ihnen und nicht vor ihren Reden. Wisse, daß Brennesseln und Dornen mit dir sind und du mit Skorpionen wohnst . . .

Siehe, ich mache dein Angesicht hart, gleich ihrem Angesicht, und deine Stirn hart, gleich ihrer Stirn. Ja, ich mache deine Stirn härter denn Diamant, härter denn Kiesel. Fürchte dich nicht vor ihnen, und zage nicht vor ihnen: sie sind ein widerspenstiges Geschlecht.“

Langsam öffnete Hesekiel die Augen. Er war wie in Schweiß gebadet, sein Gesicht war bleich wie das eines Sterbenden.

„Ein Wind hob mich empor“, berichtet er, „und führte mich weg. Und ich ging voller Erbitterung, erregten Sinnes, und die Hand des Herrn lag gewaltig über mir.“

3

Alles, was seinen Sinn erfüllt in den Wochen des peinvollen Umherstreifens, was er vorher in den Rollen älterer Propheten gelesen, was er an plastischen Götterumzügen auf den Straßen Babels gesehen — all das hatte sich zu dieser gewaltigen Vision verdichtet. Wie gestaltete sie sich doch zu einem bildhaften Ausdruck für seine Gedanken über den Menschen, über das Leben, über die Sehnsucht nach Gott! Gleich einem zusammengesetzten Tier erschien ihm der Mensch, ein Mischwesen, bestehend aus Löwe und Stier, Adler und Mensch, gleichzeitig mit Kalbsfüßen und mit Flügeln ausgerüstet. Bald heben sich die Flügel, bald senken sie sich: wenn sie sich heben, dann wird auch der göttliche Thron erhoben; doch wenn sie sinken, dann sinkt der göttliche Thron. In diesem Bilde spiegelt sich unser Erdendasein, so wie er es sieht; es drückt aus, was er denkt über den Zusammenhang zwischen Menschlichem und Göttlichem: daß es der Mensch ist, der das Reich Got-

tes auf Erden baut, daß des Göttlichen Schicksal auf den Schultern der Menschen ruht.

Nun war es an der Zeit, daß er zur Gola zurückkehrte. Nun mußte er tun, was der Herr ihm befohlen. Der Zwang des Ewigen war über ihn gekommen, er war nicht mehr er selbst und hatte keine Macht mehr über sich.

Seine Rückkehr nach Tel-Aviv bedeutet noch nicht den unmittelbaren Beginn seiner prophetischen Tätigkeit. Ein Abgrund hat sich aufgetan zwischen ihm und der Gola. Sie verstehen ihn nicht, und er wagt nicht, ihnen zu berichten, was er erlebt: daß er den Himmel sich öffnen sah, daß er Gottes Stimme von oben vernommen, daß er berufen wurde. Sieben Tage sitzt er wie betäubt unter ihnen und gibt keine Antwort auf ihre Fragen.

Sein Verhalten erweckt Unruhe und Bestürzung. Man weiß nicht recht, was er vorhat. Manchen erscheint er geradezu gemeingefährlich oder schwerkrank. Die Ältesten in Tel-Aviv fühlen sich gezwungen, ihn in Sicherheit zu bringen.

Hesekiel selbst berichtet über diese Zeit folgendes:

„Und Er sprach zu mir und sagte: Geh und schließe dich ein in dein Haus. Sie werden dir Fesseln anlegen und dich festhalten, so daß du nicht mehr unter ihnen umhergehen kannst. Ich werde festkleben deine Zunge an deinen Gaumen; du wirst nunmehr stumm sein, so daß du ihnen nicht mehr ein Züchtiger sein kannst. Doch wenn ich wieder zu dir spreche, werde ich abermals deinen Mund öffnen und du wirst zu ihnen sagen:

So spricht Gott, der Herr! Mag hören wer will, und der nicht will, höre nicht.“

Hesekiel tritt in die schöpferische Einsamkeit. Er ist nun weit weg von allem und allen, allein mit sich und seinem Gott.

Immer deutlicher treten zwei Rätsel in seinen Gesichtskreis: das Rätsel Israel und das Rätsel Mensch. Israel ist entzweigerissen und streckt seine Arme zur Höhe empor — den einen von Jerusalem, den anderen von der Gola. Der Mensch, auch er, ist entzweigerissen: er will das Gute und tut das Böse, und er streckt seine Arme in entgegengesetzte Richtungen — den einen zur Höhe, den anderen zur Niederung.

Tag um Tag spricht er zu sich selbst, stoßweise, zusammenhanglos, als wollte er seine neugewonnenen Wahrheiten ins Hirn hämmern. Jenseits von der Unruhe des Daseins gestaltet er die Lehre, die er sich zu künden anschickt, wenn sein Tag kommt.

4

Der Herr hat mich geschickt, spricht Hesekiel zu sich selbst. Doch zu wem soll ich sprechen? Das Volk Israel besteht nicht mehr, es ist auseinandergesprengt drüben in Juda und hier in der Gola, es ist zerstückelt in kleine Teilchen, ohne zusammenhaltendes Band. Zu wem soll ich sprechen? Der Träger des Göttlichen ist nicht mehr Bet-Israel, das Haus Israel. Übriggeblieben ist der Israelit, das einzelne Individuum. Ich werde hingehen zum Menschen und als Mensch zu ihm sprechen, als sein Mitbruder; ich bin nichts anderes als Ben-Adam, Menschensohn.

Viel zuviel pflegen wir uns an das Volk zu wenden, an die Gesellschaft, an die Allgemeinheit. Der Urträger alles Seins ist jedoch der Einzelne, der Mensch. Es geschieht leicht, daß das menschliche Ich im namenlosen Meere der Gesellschaft ertrinkt, daß der Israelit untergeht in Israel. Wir verlieren das Bewußtsein unseres Ich, das Gefühl, daß ich letzten Endes selbst es bin, der ich mit dem, was mir gegeben, mein Schicksal baue. Ich, Ben-Adam, der Menschensohn Hesekiel, werde hingehen und den Menschen suchen, ihn, der die tragende

3

Alles, was seinen Sinn erfüllt in den Wochen des peinvollen Umherstreifens, was er vorher in den Rollen älterer Propheten gelesen, was er an plastischen Götterumzügen auf den Straßen Babels gesehen — all das hatte sich zu dieser gewaltigen Vision verdichtet. Wie gestaltete sie sich doch zu einem bildhaften Ausdruck für seine Gedanken über den Menschen, über das Leben, über die Sehnsucht nach Gott! Gleich einem zusammengesetzten Tier erschien ihm der Mensch, ein Mischwesen, bestehend aus Löwe und Stier, Adler und Mensch, gleichzeitig mit Kalbsfüßen und mit Flügeln ausgerüstet. Bald heben sich die Flügel, bald senken sie sich: wenn sie sich heben, dann wird auch der göttliche Thron erhoben; doch wenn sie sinken, dann sinkt der göttliche Thron. In diesem Bilde spiegelt sich unser Erdendasein, so wie er es sieht; es drückt aus, was er denkt über den Zusammenhang zwischen Menschlichem und Göttlichem: daß es der Mensch ist, der das Reich Got-

tes auf Erden baut, daß des Göttlichen Schicksal auf den Schultern der Menschen ruht.

Nun war es an der Zeit, daß er zur Gola zurückkehrte. Nun mußte er tun, was der Herr ihm befohlen. Der Zwang des Ewigen war über ihn gekommen, er war nicht mehr er selbst und hatte keine Macht mehr über sich.

Seine Rückkehr nach Tel-Aviv bedeutet noch nicht den unmittelbaren Beginn seiner prophetischen Tätigkeit. Ein Abgrund hat sich aufgetan zwischen ihm und der Gola. Sie verstehen ihn nicht, und er wagt nicht, ihnen zu berichten, was er erlebt: daß er den Himmel sich öffnen sah, daß er Gottes Stimme von oben vernommen, daß er berufen wurde. Sieben Tage sitzt er wie betäubt unter ihnen und gibt keine Antwort auf ihre Fragen.

Sein Verhalten erweckt Unruhe und Bestürzung. Man weiß nicht recht, was er vorhat. Manchen erscheint er geradezu gemeingefährlich oder schwerkrank. Die Ältesten in Tel-Aviv fühlen sich gezwungen, ihn in Sicherheit zu bringen.

Hesekiel selbst berichtet über diese Zeit folgendes:

„Und Er sprach zu mir und sagte: Geh und schließe dich ein in dein Haus. Sie werden dir Fesseln anlegen und dich festhalten, so daß du nicht mehr unter ihnen umhergehen kannst. Ich werde festkleben deine Zunge an deinen Gaumen; du wirst nunmehr stumm sein, so daß du ihnen nicht mehr ein Züchtiger sein kannst. Doch wenn ich wieder zu dir spreche, werde ich abermals deinen Mund öffnen und du wirst zu ihnen sagen:

So spricht Gott, der Herr! Mag hören wer will, und der nicht will, höre nicht.“

Hesekiel tritt in die schöpferische Einsamkeit. Er ist nun weit weg von allem und allen, allein mit sich und seinem Gott.

Immer deutlicher treten zwei Rätsel in seinen Gesichtskreis: das Rätsel Israel und das Rätsel Mensch. Israel ist entzweigerissen und streckt seine Arme zur Höhe empor — den einen von Jerusalem, den anderen von der Gola. Der Mensch, auch er, ist entzweigerissen: er will das Gute und tut das Böse, und er streckt seine Arme in entgegengesetzte Richtungen — den einen zur Höhe, den anderen zur Niederung.

Tag um Tag spricht er zu sich selbst, stoßweise, zusammenhanglos, als wollte er seine neugewonnenen Wahrheiten ins Hirn hämmern. Jenseits von der Unruhe des Daseins gestaltet er die Lehre, die er sich zu künden anschickt, wenn sein Tag kommt.

4

Der Herr hat mich geschickt, spricht Hesekiel zu sich selbst. Doch zu wem soll ich sprechen? Das Volk Israel besteht nicht mehr, es ist auseinandergesprengt drüben in Juda und hier in der Gola, es ist zerstückelt in kleine Teilchen, ohne zusammenhaltendes Band. Zu wem soll ich sprechen? Der Träger des Göttlichen ist nicht mehr Bet-Israel, das Haus Israel. Übriggeblieben ist der Israelit, das einzelne Individuum. Ich werde hingehen zum Menschen und als Mensch zu ihm sprechen, als sein Mitbruder; ich bin nichts anderes als Ben-Adam, Menschensohn.

Viel zuviel pflegen wir uns an das Volk zu wenden, an die Gesellschaft, an die Allgemeinheit. Der Urträger alles Seins ist jedoch der Einzelne, der Mensch. Es geschieht leicht, daß das menschliche Ich im namenlosen Meere der Gesellschaft ertrinkt, daß der Israelit untergeht in Israel. Wir verlieren das Bewußtsein unseres Ich, das Gefühl, daß ich letzten Endes selbst es bin, der ich mit dem, was mir gegeben, mein Schicksal baue. Ich, Ben-Adam, der Menschensohn Hesekiel, werde hingehen und den Menschen suchen, ihn, der die tragende

Säule des Daseins ist, ihn, den der Herr „beinahe zu einem göttlichen Wesen gemacht“. Ich will ihn an der Hand fassen und zu ihm sprechen: Du bist der Herr der Erde, „alles ward unter deine Füße gelegt“. Alles, was geschieht, geschieht durch dich und für dich. Du bist der selbstverantwortliche Träger deines Daseins. Wenn du sündigst, dann bist du es, nur du, der die Verantwortung trägt; du hast die Folgen zu tragen, du leidest, du gehst unter. Du bist die große Wirklichkeit, der Grundstoff, aus dem alle Wirklichkeiten aufgebaut werden.

Zu dir komme ich, um mit dir zu sein in der Not deiner Seele, um dir zu helfen in deiner Hilflosigkeit. Du hattest Priester, doch sie konnten dir nicht helfen; sie waren die Diener Gottes, nicht deine. Du hattest Propheten, doch sie sprachen nicht zu dir, sie sprachen zu Israels Volk, zum Menschengeschlechte, zu Generationen, die kommen werden am Ende der Tage. Wer kümmerte sich um dich, du armer, einzelner Mensch? Ich komme zu dir! Nicht als dein Priester, nicht als dein Prophet, sondern als dein Wächter, dein Hirte — ich komme zum erstenmal als derjenige, der deine Seele betreuen will. Der Herr hat mich geschickt, um dein Diener zu sein, um an deiner Seite zu stehen, wenn dein Fuß strauchelt, um dir den Weg zu weisen, wenn du im Dunkeln irrst. Ich werde dein Arzt sein und deine kranke Seele heilen. Ich bin nicht berufen zum Nabi, Propheten, ich bin Zofeh, Wächter, Ausspäher. Mein Beruf ist, über dich zu wachen, dich zu warnen, wenn Gefahr naht.

Der Herr hat zu mir gesprochen:

„Wenn ich das Schwert bringe über ein Land, dann holt das Volk einen Mann aus seiner Mitte und macht ihn zu seinem Wächter. Sobald dieser das Schwert dem Lande nahekommen sieht, dann bläst er in die Posaune, um das Volk zu warnen. Wenn nun der Hörer den Schall der Posaune hört und sich nicht warnen läßt und das Schwert kommt und rafft ihn hinweg, dann fällt sein Blut über sein eigenes Haupt . . . Wenn jedoch der Wächter das Schwert nahen sieht und nicht in die Posaune bläst und das Volk nicht gewarnt wird, und so das Schwert kommt und rafft hinweg manchen von ihnen . . . dann werde ich fordern sein Blut von der Hand des Wächters.

Und du, Menschensohn, dich habe ich gemacht zum Wächter über das Haus Israel. Wenn du hörst das Wort aus meinem Munde, dann sollst du sie von mir warnen. Wenn ich zum Gottlosen spreche: Gottloser, du mußt sterben! — und du redest nicht zu ihm, um ihn zu warnen vor seinem Wege, dann wird der Gottlose sterben durch seine Sünde, doch ich werde fordern sein Blut von deiner Hand. Wenn du aber ermahnt hast den Gottlosen umzukehren von seinem Wege, und er ist nicht umgekehrt, dann wird er sterben durch seine Sünde, du aber hast deine Seele gerettet.“

5

Ich werde, sagt Hesekiel zu sich selbst, den Einzelnen freimachen von den Banden der Geschlechter. Wir kommen zur Welt als Erben, jedoch nicht als Träger eines toten Erbes. Wir kommen zur Welt mit der Aufgabe, unser Erbe zu gestalten und zu mehren, mit eigener Kraft und eigenem Willen. Ich muß aus den Seelen den mörderischen Aberglauben an Familienfluch wegbrennen: den falschen Glauben, daß Frevel Frevel zeuge, daß die Sünden der Väter heimgesucht würden an ihren Kindern. Ich muß mich, so bitter es ist, gegen die Androhung des zweiten Gebotes auflehnen: daß der Herr „heimsuche die Missetaten der Väter an Kindern und Kindeskindern bis zum dritten und vierten Geschlecht“. Ich werde es laut hinausrufen: Höret auf, das gedankenlose Sprichwort nachzureden — „die Väter haben Herlinge gegessen und die Zähne der Kinder sind stumpf davon geworden“. Ich lehre die Menschen meine neue Wahrheit: Die Seele, die sündigt, die muß sterben. Wo wäre die Freiheit, zu handeln, die Kraft selbst zu bestimmen, die Möglichkeit zu wählen zwi-

schen Gut und Böse, wenn ich nicht ich wäre, wenn ich nichts anderes wäre als der Enkel meines Großvaters, als willenloser Sklave meines Blutes, Frucht der Frevel vergangener Geschlechter, in allem vorausbestimmt, unveränderlich, unerbittlich! Ich hörte das Gerede von Söldnern und Handelsleuten, die aus Lydien und den hellenischen Inseln dieses Schreckgespenst von der schwarzen Hand des Schicksals mit sich brachten, die sich manchmal über ein Geschlecht legt und es nie mehr losläßt. Ich leugne diese schwarze Hand, und ich will diesen Glauben aus den Herzen meiner Brüder ausrotten. Aufeinanderfolgende Geschlechter brauchen einander nicht zu gleichen: ihre geistigen Kräfte sind ungleich, warum sollten es nicht auch ihre sittlichen sein! Sie haben ungleiche Gesichtszüge, warum sollten nicht auch ihre Seelen ungleich sein? Seht doch unsere eigene Königsfamilie an: der Vater (Hiskia) war gottesfürchtig, rechtschaffen und wahrhaftig; der Sohn (Manasse) war treulos und frevlerisch und tat alles, was der Vater verabscheute; doch der Enkel (Josia) wandte sich weg vom schlechten Wege seines Vaters und wurde ein frommer, gottesfürchtiger und gerechter Mann.

Unsere Seele ist stärker als unser Blut. Wir sind dazu da, unser Erbe umzuformen, das mitgeborene Schicksal zu meistern. Wir haben einen Funken göttlicher Kraft in uns, und wir können wählen. Wir stehen jeden Tag und jede Stunde am Scheidewege, und es ist uns gegeben zwischen Segen und Fluch, zwischen Leben und Tod zu wählen. Unser Dasein auf Erden ist ein unaufhörliches Wählen, ein ständiges Sichbestimmen. Wir sind willens-

begabte, willensfreie, selbstbestimmende Menschen. Ich will meinen Brüdern die verlorene Kraft wiederschenken, zu wählen. Ich will in ihre Herzen erneuten Glauben an sich selbst pflanzen. Ich will die Ketten sittlicher Vererbung von ihrem Nacken nehmen und sie wieder freimachen!

Ich will Israel die rettende Wahrheit der Versöhnung lehren. Meine heimgesuchte Generation ächzt unter der Hoffnungslosigkeit einer Bestrafung für die Sünden vergangener Generationen. Die babylonische Verbannung soll Gottes Strafe sein für den Abfall der toten Väter! Können Tote ihre Untat sühnen? Wer soll die Strafe von uns nehmen? Ich verkünde Versöhnung! Die Väter litten für ihre Sünden. Wir aber können uns vom Staube erheben und von neuem anfangen. Wir verunreinigen uns, doch wir können wieder rein werden. Wir gehen in die Irre, doch wir können wieder zum rechten Wege zurückfinden. Wir sind krank, doch Krankheiten können geheilt werden; wir sind von Gefahren umgeben, doch Gefahren können überwunden werden. Es sind uns heilende, rettende Kräfte mit auf den Lebensweg gegeben, die stärker sind als Krankheit und stärker als Gefahr. Wir können fallen, Völker wie Individuen, doch niemals können wir so tief fallen, daß wir uns nicht wieder erheben könnten. Wir leiden meist für unsere Sünden, nicht für die unserer Väter. Wir leiden solange wie wir sündigen, nicht nachdem wir uns freigemacht und zu uns selbst heimgefunden haben. Krankheit braucht nicht Tod zu bedeuten, Sünde ist

nicht notwendig Untergang. Wie der Kranke gesund werden kann, so der Sünder gesühnt. Doch diese Sühne kommt allein von innen, nicht von außen. Keiner außer mir kann mir Versöhnung geben oder mich von meinem schlechten Ich befreien. Schuld und Sühne sind, gleichwie Krankheit und Gesundung, meine persönliche Angelegenheit. Habe ich Schuld auf mich geladen, so muß ich sie mit eigener Kraft von mir wälzen. Diese Kraft ist mir gegeben. Der Herr will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er umkehre von seinem Wandel und lebe.

6

Es ist nicht genau angegeben, wie lange die Abgeschiedenheit Hesekiels gedauert. Ebensowenig geht aus seinen eigenen Aufzeichnungen hervor, wohin er sich begeben, nachdem er die Freiheit wiedergewonnen. Er hat offensichtlich während seiner Einsamkeit seine Verbindungen mit Jerusalem aufrechterhalten. Er ist über die schwankende Haltung des Königs Zidkia unterrichtet, und er sieht mit Schrecken, wie dieser schwache Herrscher seine Vasallentreue gegen Babel leichten Herzens bricht. Früher als die anderen sieht er das Unabwendbare kommen. Durch sinnbildliche Handlungen, der Umgebung wohlverständlich, verkündet er ohne Worte, was auf seiner Seele lastet. Eines Tages holt er ein scharfes Messer hervor und rasiert damit Haar und Bart. Mit Hilfe einer Wagschale teilt er das rasierte Haar in drei gleiche Teile: ein Drittel verbrennt er im Feuer, ein Drittel schlägt er mit dem Schwert rings umher, ein Drittel streut er in den Wind. Dies ist seine stumme Voraussage über das bevorstehende Geschick Jerusalems:

„Ein Drittel wird an Pest und Hunger sterben, ein Drittel wird dem Schwerte erliegen, und ein Drittel werde ich in alle Winde zerstreuen.“

Leidensreiche Monate trennen ihn von dem entscheidenden Erlebnis an Kebars Strand, einsame und stumme Monate. Nun ist Klarheit in ihm und um ihn: er kann seine Tätigkeit als Sendbote des Herrn beginnen. Er ist wieder bei sich zu Hause, doch nicht mehr in Tel-Aviv (das wird nicht mehr genannt), sondern vermutlich nicht allzuweit davon, irgendwo in der Nähe von Nippur. In dieser Zeit des Wartens ist in der Seelenverfassung der Gola eine wesentliche Änderung eingetreten. Die tragischen Ereignisse in Jerusalem haben die Schlummernden geweckt, welche die Worte des Propheten allein nicht zu wecken vermochten. Nun ist die Gola mehr als zuvor reif, seine Verkündigung zu empfangen; sein Ansehen wächst schnell. Bald ist er der geistige Führer der Gola, die Ältesten der Stämme sammeln sich in seinem Hause, an Sabbaten und Festtagen kündet er vor ihnen das Wort Gottes, das sie weiter verbreiten, jeder in seinem engeren Kreise.

Vor diesen Männern spricht er, in der geschützten Abgeschiedenheit seines Hauses, frei und offen über alles, was seine Seele erfüllt. Er spricht oft in Gesichten und Bildern, bald mit der Anschaulichkeit des Dichters, bald mit der bitterernsten Strenge des religiösen Weckers. Er entrollt erschütternde Bilder von der hoffnungslosen Lage Jerusalems; manches ist ihm unmittelbar berichtet worden, anderes schaut er mit seinem inneren Blick und hört er mit seinem inneren Ohr.

Der übriggebliebene Pöbel in Juda hat nicht die gleiche Kraft, dem zerstörenden Einfluß der heidnischen Umgebung zu widerstehen, wie die geistige Elite in der Gola. Rasch versinken sie in sittliche Verwilderung, sie lernen geschlechtliche Ausschweifungen, der Tempel wird von unkeuschen Kultusformen geschändet. Nördlich von der Altarpforte sieht er das Bild der Eifersucht, Semel ha-kin'ah, das den Zorneifer erregen soll. Rund herum sind in die Wände Gebilde von abscheulichem Gewürm und Vieh eingegraben; vor ihnen stehen die Ältesten Israels, jeder mit seinem Rauchfaß in der Hand. Am nördlichen Tore beweinen Weiber nach babylonischem Brauch den Tammus. Zwischen der Halle und dem Altar stehen Männer, den Rücken gegen den Tempel des Ewigen gewandt, das Gesicht gen Osten, und sie beten zum babylonischen Sonnengott Schamesch. Von allen Seiten hört er Rufe: „Der Herr sieht uns nicht! Der Herr hat das Land verlassen!"

Die Stadt Jerusalem und ihre wechselvollen Geschicke werden immer mehr Gegenstand seines Grübelns. Jerusalem ist ihm ein Sinnbild für Israel, und dessen Schicksale durch die Zeiten veranschaulichen ihm die Geschicke des Volkes:

„Deine Herkunft und deine Geburt, ruft der Herr Jerusalem zu, sind vom Lande Kanaan, dein Vater war Emori und deine Mutter Hettitin. Als du geboren warst, wurde dein Nabelstrang nicht durchschnitten, wurdest du nicht reingewaschen mit Wasser, nicht eingerieben

mit Salz und nicht in Windeln gewickelt. Kein Auge blickte zärtlich auf dich, um dir dies zu tun. Du wurdest mit Abscheu hingeworfen auf das freie Feld, an dem Tage, da du geboren wurdest. Da ging ich an dir vorüber und sah dich zappeln in deinem Blute, und ich sprach zu dir: In deinem Blute lebe! . . .

. . . Deine Zeit war die Zeit der Liebe, da breitete ich den Zipfel meines Gewandes über dich und bedeckte deine Blöße. Ich schwur dir einen Eid und trat in einen Bund mit dir, spricht der Herr, und du wurdest mein. Ich badete dich in Wasser, ich spülte dein Blut von dir ab und salbte dich mit Öl. Und ich kleidete dich in buntgewirkte Kleider und zog dir Schuhe an von Tachaschfell und schlang ein Band um dein Haupt und hüllte dich in Seide. Ich gab dir Schmuck, legte Armbänder um deine Hände und eine Kette um deinen Hals, ich gab dir einen Ring für deine Nase und Ohrgehänge für deine Ohren und eine prächtige Krone auf dein Haupt . . . Feinmehl und Honig und Öl durftest du essen, und du wurdest über die Maßen schön und reif zu herrschen . . . Und dein Ruf ging aus über die Völker wegen deiner Schönheit. Und du verließest dich auf deine Schönheit und buhltest, dank deinem Rufe. Und du nahmst deine Prunkgeräte von meinem Golde und von meinem Silber, das ich dir gegeben, und machtest dir Mannsbilder daraus, mit denen du buhltest. Und du nahmst deine Söhne und Töchter, die du mir geboren, und opfertest sie ihnen zum Fraß . . . Darum will ich sammeln all deine Buhlen rings um dich her, und ich gebe dich in ihre Hand, und sie brechen deine Wöl-

bung ab, reißen nieder deine Höhen, ziehen dir aus deine Kleider, nehmen dir deinen Schmuck und lassen dich nackt und bloß. Und sie sammeln einen Haufen gegen dich, und sie steinigen dich und durchbohren dich mit ihrem Schwerte.“

Doch Gottes Zorn währt nicht ewiglich. Auf die Jahre von Not und Heimsuchung, nachdem die Stadt ihre Schuld gebüßt, werden Jahre der Gnade und Erhebung folgen — für Stadt und Volk.

„Ich werde gedenken meines Bundes mit dir in den Tagen deiner Jugend, und ich werde errichten mit dir einen ewigen Bund . . . Damit du eingedenk und beschämt seiest, wenn ich dir vergebe alles, was du getan, das ist der Spruch Gottes, des Herrn.“

7

Im zwölften Jahre der Gefangenschaft Hesekiels (586) kam ein Flüchtling aus Jerusalem zu ihm mit der Botschaft: „Die Stadt ist eingenommen." Dies hatte Hesekiel seit langem vorausgesehen und vorausgesagt. Für die anderen jedoch, die sich bis zuletzt von falschen Propheten in unerfüllbare Hoffnungen hatten wiegen lassen, kam die Botschaft wie ein zerschmetternder Schlag. Jetzt erst lernten sie vollauf die Größe Hesekiels schätzen, jetzt erst wußten sie, daß „ein Prophet in ihrer Mitte geweilt". Hesekiel selbst beschreibt diesen Umschwung, der in dem Verhalten der Gola zu ihm eingetreten ist, in seiner bildhaften Art: „Am Abend vor der Ankunft des Flüchtlings kam die Hand des Herrn über mich und Er öffnete wieder meinen Mund ... So öffnete sich wieder mein Mund und ich war nicht mehr stumm." Von da an ist er nicht nur berufen, er wird auch gehört. Er glaubt an sich selbst und die Gola glaubt an ihn. Sein erstes Wort nach dem Falle Jerusalems ist eine Abrechnung mit den Führern des Volkes, mit Königen, Priestern und falschen Propheten. Gleichzeitig ist es ein

Trost und eine Verheißung: ein neuer Führer kommt an Stelle der bisherigen, die Zerstreuten werden sich wieder sammeln, die Weggeführten wieder heimkehren. Scharf betont er den Unterschied zwischen sich und den Führern Israels. Er will nicht Führer sein, nicht Priester, auch nicht Prophet. Er will etwas Neues sein, das es vor ihm nicht gab: ein Pfleger der Herzen, ein Seelsorger. Vor der Katastrophe fühlte er sich als Zofeh, Wächter, dessen Aufgabe es war, den einzelnen und das Volk zu warnen, wenn Gefahr nahte. Nunmehr, nach der Katastrophe, fühlt er sich berufen zum Roëh, zum Hirten, der liebevoll die zerstreute Herde sammelt, beschützt und weidet. In seiner ersten Weissagung nach dem Falle Jerusalems zeigt er neue Wege für die bevorstehende Arbeit des Aufbaues. Es gilt für den neuen Führer die Schafe zu hüten, nicht sich selbst; zu trösten, nicht zu züchtigen; zu sammeln, nicht zu zerstreuen; zurückzuführen die Verbannten und wieder zu vereinen die Zerstreuten: nicht nur die Zerstreuten Judas, sondern auch die Reste der zehn Stämme. Hesekiel träumt den stolzen Traum von der Wiedervereinigung Judas mit den Versprengten Israels.

„Menschensohn, weissage gegen die Hirten Israels . . . Das Fette zehret ihr auf, mit Wolle bekleidet ihr euch, das Gemästete schlachtet ihr — doch die Schafe weidet ihr nicht. Das Schwache stärket ihr nicht, das Kranke heilet ihr nicht, das Verwundete verbindet ihr nicht, das Versprengte führt ihr nicht zurück, das Verlorene suchet ihr nicht . . .

So spricht Gott, der Herr: Ich will kommen über die Hirten und fordern meine Schafe von ihrer Hand ... So wie ein Hirte, der seine Herde mustert, wenn er weilt unter seinen zerstreuten Schafen, so werde ich mustern meine Schafe ... ich werde suchen das Verlorene, zurückführen das Verstreute, verbinden das Verwundete und heilen das Kranke ... Doch ihr, meine Schafe, so spricht Gott, der Herr: Ich will richten zwischen Lamm und Lamm ... Weil ihr mit Seite und Schulter und mit euren Hörnern die Siechen gestoßen, bis daß ihr sie in die Weite versprengt habt, so werde ich meine Schafe erlösen, daß sie nicht mehr zum Raube werden. Und ich werde aufstellen über sie einen Hirten — und mein Knecht David wird Fürst sein in ihrer Mitte ... Ihr aber seid meine Schafe, meine Menschenherde seid ihr, und ich bin euer Gott."

Das Heil, das hier vorausgesagt wird, ist von ganz neuer Art. Das ist nicht die politische Wiedergeburt eines besiegten Volkes, es ist die Erlösung eines Priesterreiches, das berufen ist, Gottes Botschaft den Menschen zu bringen. Sowohl die Strafe, die Israel getroffen, wie das Heil, das ihm bevorsteht, sind nicht allein eine Angelegenheit Israels, sie sind Teile des göttlichen Weltplanes. Gleich den Propheten vor und nach ihm, sieht Hesekiel die Geschehnisse der Zeit aus dem Gesichtswinkel der Weltgeschichte. Jesaja hat ihn die unumstößliche Wahrheit gelehrt, daß Völker und Helden bloß Werkzeuge in Gottes Hand seien. „Nicht um euretwillen tue ich dies, Israels Haus, sondern um meines heiligen

Namens willen, den ihr entweiht habt unter den Völkern, zu denen ihr gekommen." Hesekiel verkündet hier zum erstenmal den Gedanken von der Heiligung Gottes und der Entheiligung Gottes, Kiddusch-haschem und Chillul-haschem. Wir Menschen sind dazu da, das Göttliche zu verwirklichen, Seinen Willen in unserem Dasein lebendig werden zu lassen. Gehen wir den rechten Weg, dann heiligen wir Gottes Namen; weichen wir ab vom rechten Wege, dann entheiligen wir Gottes Namen. Leben wir ein reines Leben, dann beschleunigen wir das Reich Gottes auf Erden; verunreinigen wir unser Leben, dann verhindern wir das Kommen Seines Reiches. Dies gilt vom Einzelmenschen ebenso wie von den Völkern. Dies gilt im höheren Maße von Israel, das von Anbeginn ausersehen ward ein heilig Volk zu sein. Nicht um eine Bewegung von einem Lande zum anderen ist es Hesekiel zu tun, sondern um ein Aufsteigen von Entheiligung zur Heiligung; was er herbeisehnt ist nicht ein anderes Land, sondern ein anderes Leben, ein anderer Mensch. Die Rückkehr aus der Zerstreuung in die Heimat ist ihm eine Rückkehr von Unreinheit zur Reinheit, von der Macht des Bösen zu Gott. Jerusalem und Babel bedeuten ihm nicht nur Heimat und Fremde, sondern zwei entgegengesetzte moralische Welten: Jerusalem ist auf Sittlichkeit gebaut, ist reine Erde, Babel dagegen wurzelt in Sittenverderbtheit, ist unreine Erde. Im Denken Hesekiels wachsen reiner Kultus und reines Leben in eins zusammen. „Und ich werde euch holen von den Völkern und euch sammeln aus allen Ländern und euch zurückführen in euer Land. Und ich werde auf euch

sprengen reines Wasser und ihr werdet rein werden von allen euren Unreinheiten.“ Die Begriffe Tum'ah (Unreinheit) und Taharah (Reinheit) sind im Munde Hesekiels nicht bloß rituelle oder kultische Begriffe, sie sind im eigentlichen Sinne seelische und sittliche Kategorien. Unreiner Kultus, unkeusche rituelle Formen sind Ausdruck einer unreinen Grundstimmung der Seelen, ja noch mehr, sie verderben den Menschen und steigern seine Unreinheit. Dem Seelsorger Hesekiel genügt nicht der neue Staat und das erneute Volk, er will den neuen Menschen. „Und ich werde euch ein neues Herz geben, und einen neuen Geist gebe ich in eure Brust. Und ich werde das Herz von Stein wegschaffen aus eurem Körper, und ich werde euch geben ein Herz von Fleisch.“ Dies ist das Programm eines Seelsorgers, nicht das eines Sozialreformers und nicht das eines Politikers.

8

Hesekiel kündet den Geist als die entscheidende Lebensmacht. Er kündet den Geist vor allem als das Lebensgesetz Israels. Nicht Hunger ist die treibende Macht des Geschehens und nicht lebt der Mensch „vom Brot allein". Nicht materielle Machtmittel bestimmen den Lauf der Welt, sondern Gedanken und Gefühle. Nicht Massen tragen die Geschicke der Menschheit auf ihren Schultern, sondern einzelne Auserwählte.

Israel ist von Anbeginn gekennzeichnet als Volk des Geistes. Es war von Anbeginn ein kleines und schwaches Volk, gering an Zahl und unterlegen an materieller Kraft. Sein Wesen ist der Geist; dieser ist unabhängig von der Zahl, befindet sich jenseits von Maß und Gewicht. Israels Bestand hängt nicht am Materiellen, nicht am Staatlichen, nicht am Politischen, sondern einzig und allein an der Macht und Intensität seines geistigen Lebens.

In einer großen Vision gibt er diesem Gedanken körperhaft greifbare Gestalt. Was er auf der babylonischen Ebene mit seinem inneren Auge schaut, ist ihm

eine Bekräftigung seiner Ahnungen und seines Hoffens. Der Glaube an den Geist wird ihm zur unumstößlichen Gewißheit und zum aufrichtenden Troste. Nebukadnezar konnte den Staat zerstören, den Tempel verbrennen, dem Geiste Israels jedoch kann er nicht beikommen. Wenn Israel nicht stark genug ist, seinen Staat gegen übermächtige Feinde zu verteidigen, so wird es fürderhin, wenn es sein muß, ohne Staat, als Volk des Geistes, seinen Platz in der Welt behaupten. Hesekiel ist der Vorläufer Jochanans ben Sakkai, der Vorahner des geistigen Diaspora-Judentums.

„Es kam über mich die Hand des Ewigen, und es führte mich hinaus im Geiste der Ewige und stellte mich mitten in das Tal: dieses war voll von Gebeinen.

Und er führte mich allenthalben umher, und siehe, ihrer waren sehr viele auf der Ebene, und sie waren sehr verdorrt.

Und er sprach zu mir: Menschensohn, werden diese Gebeine wieder leben? Und ich sprach: Herr, o Gott, Du weißt es! . . .

. . . Ihr verdorrten Gebeine, höret das Wort des Ewigen: Siehe, ich bringe in euch den Geist und ihr werdet leben. Und ich gebe euch Sehnen, und lasse euch überwachsen mit Fleisch, und ich überziehe euch mit Haut, und ich gebe in euch Geist, und ihr werdet leben.

Und ich weissagte, so wie mir geboten worden . . . Und die Gebeine naheten einander, Knochen zu Knochen . . .

Und Er sprach zu mir: Weissage, Menschensohn, und

sprich zu dem Geiste: So spricht der Herr: Aus den vier Winden komme, o Geist, und blase in diese Leichen, auf daß sie leben.

Und ich weissagte, wie Er mir geboten. Da fuhr in sie der Geist, und sie lebten und sie stellten sich auf ihre Füße, eine übermäßig große Schar.

Und Er sprach zu mir: Menschensohn, diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Siehe, sie sprechen: Vertrocknet sind unsere Gebeine und geschwunden ist unsere Hoffnung; wir sind vernichtet.

Darum weissage und sprich zu ihnen. So spricht Gott der Ewige: Siehe, ich öffne eure Gräber und ziehe euch heraus aus euren Gräbern, mein Volk, und bringe euch auf den Boden Israels.

. . . Und ich gebe meinen Geist in euch, auf daß ihr lebet.“

9

Im vierzehnten Jahre nach Jerusalems Fall (572) hat Hesekiel bereits angefangen, die letzte Vision aufzuzeichnen, die ihm zuteil geworden (Kap. 40—48). Diesmal spricht er nicht mehr, er schreibt für kommende Geschlechter. Er hat seiner Zeit nichts mehr zu sagen, und für die Not des Tages weiß er kein Mittel. Das Heil liegt im kommenden Tage, der ihm aus weiter Ferne entgegenstrahlt: von diesem kommenden Tage malt er ein leuchtendes, bis in alle Einzelheiten durchgeführtes Zukunftsbild, eine prophetische Utopie. Das neue Jerusalem in einer glücklichen Zeit, die kommen soll, ist Hesekiels prophetisches Testament.

Er fühlt nun deutlich, daß er an der Schwelle steht, die vom Zeitlichen zum Ewigen führt. Er ist gealtert und krank: ein Fünfzigjähriger, der einige Leben durchlebt und durchlitten. Ein Vierteljahrhundert in der Verbannung, und all das Erschütternde, das er mitgemacht, haben seine körperlichen Kräfte bis zum äußersten erschöpft. Doch die Kraft der Seele ist ungebrochen, und sein Vertrauen auf Gott ist ihm unversehrt erhalten geblieben. Seine letzte Vision wächst hervor aus schmerzlicher Enttäuschung und unheilbarer Menschenverachtung. Alles, was er in seinem leidensreichen Dasein erlebt,

hat bis auf den Grund seinen Glauben an den guten Willen der Menschen und an ihre moralische Kraft zerstört. Er glaubt nicht an die Könige, diese schlechten Hirten, die sich nicht um ihre Herde kümmern, nur um sich selbst; nicht an die Priester seiner Zeit, die allen Göttern dienen und das Fetteste von den Opfertieren selbst verzehren. Er glaubt nicht an die Kraft des gemeinen Mannes, sich selbst zu leiten: die Menschen sind unwissend und blind, und sie folgen ihren dunklen Trieben und den Gelüsten ihrer Herzen. Sie gleichen nicht Felsen, auf die man bauen kann; sie gleichen Meereswogen, die bald anschwellen hoch wie Türme, bald spurlos im Sande verrinnen. Nur an eines glaubt er unerschütterlich fest: *an die Macht des Göttlichen über den Menschen.* Doch das Göttliche kann nicht gelehrt, nicht durch Verkündigung vermittelt werden; das Göttliche muß unvermittelt erlebt werden. Das Erleben des Göttlichen jedoch ist nicht jedermanns Sache: es ist die Begnadung weniger Auserwählter. Dem gemeinen Manne muß eine helfende Hand gereicht werden. Ihm muß das Körperlose verkörpert, das Ferne nahegebracht werden. Ihm muß das Unsichtbare veranschaulicht werden, in erhabenen Symbolen und sinnvollen Handlungen. Ein Schimmer von dem Heiligen, das über dem Tempeldienste schwebt, soll über die Tempelmauern hinausströmen und strahlen über den unheiligen Alltag der Menschen. Amos und Hosea haben die Opferzeremonien verworfen, Jesaja hat das Fasten verhöhnt, Jeremia die Bundeslade herabgesetzt. Hesekiel ist der Prophet einer neuen Zeit, und er sieht das Alte mit neuen Augen an.

Seitdem das Volk auseinandergesprengt ward, seitdem der Tempel in Jerusalem seinen Glanz verloren, und die Gola keinen zusammenhaltenden Mittelpunkt hat, ist ihm, klarer als den früheren Propheten, die Einsicht in die aufbauende Kraft religiöser Bräuche aufgegangen. Er sieht im Kultus ein erhaltendes und förderndes Element des Gottesglaubens. Dieser ist ihm eine schöpferische Macht, die dem religiösen und sittlichen Leben Nahrung zuführt.

Nun hat er sich von aller öffentlichen Tätigkeit zurückgezogen. Er empfängt nicht mehr die Ältesten der Gola, um ihnen das Wort Gottes zu künden. Er hat im Laufe der Jahre den Glauben an das Wort verloren. Er hat die bittere Erfahrung gemacht, daß sein gotterfülltes Wort außerstande war, die Menschen umzuwandeln. Die Herzen von Stein konnte er nicht in Herzen von Fleisch verwandeln. Das Wort mag für den Augenblick Erhebung schenken, es mag berauschen oder erquicken, doch es erneuert nicht die Seele. Es schien ihm immer, als ob die Leute zu ihm kamen, um die Schönheit seiner Rede zu genießen, nicht um sich von seinem züchtigenden Worte wecken zu lassen. Das *schöne* Wort lockte sie, nicht das *wahre*. Er war für sie ein Künstler, nicht ein Überbringer göttlicher Botschaft.

„Sie kommen zu dir wie zu einer Volksversammlung, sie lauschen auf deine Worte, doch sie tun sie nicht ...

Du bist ihnen wie ein Sänger, der Liebeslieder singt, mit schöner Stimme und klingendem Spiel. Sie hören deine Worte, aber sie tun sie nicht.“

Losgelöst von den Leidenschaften des Tages schaut jetzt sein Auge die bessere Zukunft, die bevorsteht. Er gibt sich ganz seinen Träumen vom neuen Jerusalem und einer neuen Gesellschaft hin, an die er fest glaubt.

Sein erträumtes Jerusalem ist eine Stadt ohne König, ohne Krieger, ohne Politik: es ist eine Gottesstadt, ein Priesterreich, mit dem erneuerten Tempel als Mittelpunkt. Sein Zukunftsland wird beherrscht von einem Hohenpriester vom Geschlechte Zadoks. Dieses Land hat Priester statt Krieger, einen Tempel statt einer Königsburg — einen Tempel, größer und strahlender als der Salomos. In dieser Gottesstadt lebt eine geistige Nation, eine glückliche Gesellschaft, ohne Machtgelüste und ohne politische Sorgen, unabhängig von dem wechselvollen Machtspiel der Großstaaten, geschützt vor den zuchtlosen religiösen Bräuchen der sie umgebenden Heidenvölker, fest verankert in ihrem Gottesglauben, in ihrem Tempel, in ihrem Kultus.

Die älteren Propheten kündeten die Reinheit des Herzens an Stelle von priesterlichen Zeremonien; Hesekiel träumt eine Erneuerung des Priestertums, das er in den Dienst der prophetischen Religion stellt: das Göttliche soll mit der schützenden Mauer der Kultusformen umzäunt werden. Die älteren Propheten predigten seelische Reinheit anstatt der rituellen Reinheit des Priestertums. Bei Hesekiel schmelzen äußere und innere Reinheit zusammen: die unkeuschen Kultusformen der Heiden reizen die Menschen zur Unsittlichkeit, der reine Tempelkultus hingegen zähmt die Sinne und erzieht zu

sittlicher Reinheit. Sein innerer Blick schaut das neue Jerusalem greifbar klar — die Stadt des Heiligen, die Stadt, in der Gott herrscht. Tage und Wochen lebt er im Zustande ununterbrochener Ekstase, umringt von Gesichten. Als er aus der Ekstase erwacht, ist ihm sein inneres Erlebnis wirklicher Besitz, und er füllt die letzte Zeit seines Lebens damit aus, in Worten frei zu gestalten, was er mit den Augen seiner Seele geschaut.

In einer göttlichen Vision, so ungefähr heißt es in seiner Schilderung, wurde er nach Erez-Israel gebracht. Er sieht das wiedererstandene Jerusalem, wo die Zerstreuten aus allen Windrichtungen sich gesammelt; nicht bloß die Gola von Juda, sondern auch die Übriggebliebenen der zehn Stämme vom Reiche Israel, alle unter einem Fürsten vereinigt. Die Stämme sind ein Volk geworden, die geteilten Reiche das gemeinsame Heim des wiedererstandenen Judenvolkes. Im Mittelpunkte des neuen Jerusalems erhebt sich der neue Tempel. Stadt und Tempel sind nicht *wieder*erbaut in ihrer ursprünglichen Gestalt, sie sind *neu*erbaut, nach neuen inneren Gesetzen, in ungeahnter Schönheit. Hesekiel ist erfüllt von neuen Baugedanken, eine vorher nie gekannte religiöse Architektur schwebt ihm vor.

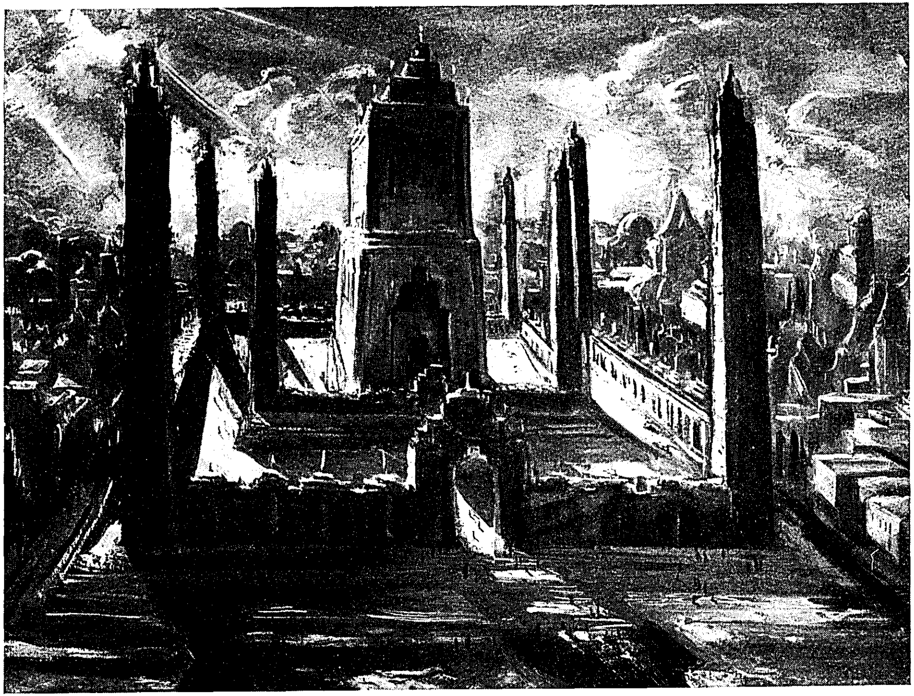
Der kommende Tempel erhebt sich hoch über allem, hoch und fern. Nicht mehr soll, wie es vorher der Fall gewesen, die Schwelle des Tempels an die Schwellen der Wohnungen grenzen, das Heilige ins Unheilige gezerrt werden: das Ewige muß vom Alltag getrennt werden: „So soll das Heiligtum sein: auf des Berges Gipfel und das

ganze Gebiet rund herum soll das Heiligste vom Heiligen sein.“

Die Leitung liegt in der Hand der Kohaniten, die das Heiligtum verwalten, und der Zadokiten, die allein berechtigt sind, Altardienst zu verrichten. Der Priester ist nicht Tempelbeamter, der einen Auftrag im Heiligtum hat; er ist nicht bloß Diener des Tempels, er ist Diener des Lebens. Über seiner Person und seinem Leben ist ehrfurchtgebietende Weihe. Er ist Träger des Göttlichen mitten unter den Menschen, Führer, Lehrer, Erzieher, Richter und vor allem: Vorbild. Nicht ein König herrscht in diesem Gottesstaate, sondern ein Nasi, Fürst. Auch dieser steht im Dienste der Religion. Fremdlinge und Proselyten haben keinen Zutritt zum Heiligtum. Das ganze Tempelgebiet ist geweiht und unveräußerlich. Auf diesem Gebiete werden Wohnungen für Priester und Leviten errichtet. Das übrige Gebiet gehört dem Volke. Der Boden wird unter die zwölf Stämme verteilt. Die Stadt wird nach den Gesetzen ewiger Gerechtigkeit verwaltet.

Eine paradiesische Landschaft umrahmt dieses glückliche Gemeinwesen. Östlich vom Heiligtum fließt ein wasserreicher Strom. Von beiden Seiten um den Strom wachsen allerhand Fruchtbäume in üppiger Fülle. Die Früchte dienen zur Ernährung, das Laub wird zu Heilmitteln verwendet. Im Strome gibt es Fische in Menge, ganz wie im großen Meere; dort stehen Fischer in unübersehbaren Reihen, angefangen von En-Gedi bis nach En-Eglaim; mit ihren Netzen stehen sie dort versammelt.

Diese neue Stadt erhält einen neuen Namen. Sie heißt



Der Tempel
Nach einem Gemälde von Jacob Steinhardt

Mit Genehmigung des Künstlers

nicht mehr Jeru-Schalam, Stadt des Friedens. Sie heißt Jehu-Schama, Gott ist dort, Stadt Gottes. Sie ist nicht eine Stadt gleich anderen, nicht eine Menschenstadt, beherrscht von Menschen: eine Stadt einsam in ihrer Art, in der der Geist Gottes lebt, in der Sein Wille geschieht, eine Stadt, in der Gott ist — Jehu-Schama.

Jehu-Schama — Gott ist dort! Dies ist Hesekiels letztes Prophetenwort, das höchste Ziel seines Lebens. Ein ermatteter Wanderer, steht er am Ende seines Weges weit weg von seinem Volke, von den Menschen und vom Lärm der Gasse. Losgelöst von allen Wirklichkeiten steht er in erhabener Einsamkeit mitten in der endlosen Ebene Babyloniens. Er ist fortgegangen von den Menschen, um Gott näherzukommen. Mit seiner Zeit hat er nichts gemein, er lebt in einer Zeit, die kommen wird. Es war ihm nicht gegönnt, seinen Traum zu verwirklichen mit dem Geschlecht, zu dem er gehörte. Der neue Mensch, den er träumt, konnte nicht geschaffen werden aus dem Stoffe des in der Verbannung versklavten Menschen. Dieses kranke Geschlecht ist dem Untergange geweiht, das kommende Geschlecht wird er nicht mehr erleben. Hesekiel steht gleich Mose am Ende seiner Erdentage, fern von seinem Lebensziel — östlich vom Jordan. Er hebt seinen zitternden Arm in die Höhe, hinweisend auf einen Punkt, der in der Ferne leuchtet: die neue Gottesstadt, mit dem hohen Tempel in der Mitte, mit einem gottgeweihten Volk, mit gereinigten Menschen, mit einem Leben, geheiligt von Gerechtigkeit und Liebe: Jehu-Schama — Gott ist dort!

DEUTERO-JESAJA

Der leidende Gottesknecht

I

Vierzig Jahre nach der Zerstörung des Tempels erscholl eine rufende Stimme durch das jüdische Exil in Babylonien (Gola), eine Stimme, die tröstete, weckte und rüttelte.

Gegen Ende der Regierung Nabonids (545) taucht unvermutet in der Gola eine sonderbare Prophetengestalt auf, die allgemeines Staunen weckt. Er mag ein etwa dreißigjähriger Mann gewesen sein, mit einem verklärten Antlitz und mit einer Gestalt, die von Leiden zeugt. Scheu und schweigsam irrt er von Platz zu Platz. Niemand weiß, woher er kommt und wohin er wieder geht. Ein undurchdringliches Dunkel umhüllt seine Person; man kennt nicht einmal seinen Namen. Die ihn einmal gehört, nennen ihn Jesaja.

Er pflegt nicht öffentlich zu reden, vor größeren Volksmassen. Von Zeit zu Zeit kommt er unerwartet in eine der jüdischen Kolonien und spricht dort zu einem kleinen Kreise von vertrauten Männern flammende, aufrüttelnde Worte — von den Zeichen der Zeit, von Gott und

Israel und dem Menschengeschlechte. Seine Rede ist eine seltsame Mischung von Ewigem und Zeitbestimmtem. Er erzählt nicht von Gesichten, wie es die älteren Propheten zu tun pflegten, und oft sinkt seine Rede unvermittelt von ewigen Höhen zu den Geschehnissen des Tages herab. Die Behörden verfolgen seine Tätigkeit mit wachsendem Mißtrauen; der Gola ist er ein Rätsel. Man weiß nicht recht, was er vorstellt: ist er Prophet, Dichter oder politischer Agitator? Manche sind geneigt, in ihm den Vertrauensmann einer fremden Macht zu sehen. Doch wenn er spricht, schwindet aller Zweifel. Dann kommt Übermenschliches über ihn; hoch über dem Dasein scheint er zu stehen, wenn seine unirdischen Worte dem bleichen Munde entströmen. Seine menschliche Erscheinung versinkt gleichsam im Lichtkreise seiner Worte: man vergißt die Person, man lauscht bloß der rufenden Stimme.

Der Inhalt seiner Weissagung ist unverständlich für die meisten. Er spricht in Bildern, die jedermann nach seinem Gutdünken auslegen kann. Bisweilen macht er Andeutungen über bevorstehende Umwälzungen.

Seine undurchsichtigen Worte haben eine unerhörte Gewalt über die Menschen. Seitdem Hesekiels Mund vor einem Menschenalter verstummt, ward keines Propheten Stimme in Israel vernommen. Hungrige und Durstige lechzen jetzt nach dem Worte des Unbekannten. Seine Rede geht von Mund zu Mund, von den Wenigen zu den Vielen; sie wird in zahlreichen Abschriften verbreitet und in allen Teilen der Gola gelesen. Bald sind die kleinen Rollen in aller Hand. Ein neuer Prophet ist

in Israel erstanden, und seine Reden werden wie ein heiliger Besitz gesammelt — ein köstlicher Zuwachs zu den älteren Prophetenschriften. Die ganze Gola hallt wider von der rufenden Stimme.

2

In Babylonien geboren, scheint der unbekannte Prophet keine näheren Verbindungen mit der Gola zu haben und ein einsamer, unverheirateter Mann, ohne festen Wohnort, ohne bestimmten Beruf zu sein. Er tritt in unseren Gesichtskreis als ein wandernder Prediger, verfolgt von Spähern und Horchern. In diesem ungleichen Kampfe ist Verschwiegenheit einzige Waffe. Er gebraucht sie wie einen schützenden Panzer, der Ordnungsmacht wie seinen Volksgenossen gegenüber. Er erzählt nichts von seinem persönlichen Leben. Wenn er zu den Wenigen spricht, denen er Vertrauen schenkt, entkleidet er sich seines menschlichen Ichs und ist bloß rufende Stimme.

Nur selten geschieht es, daß er vorsichtig einen Zipfel von dem Schleier hebt, der ihn verhüllt. Mit wenigen Worten deutet er an, wie er zum Propheten berufen wurde. Die Älteren unter seinen Zuhörern hatten noch lebendige Erinnerungen an Hesekiels Visionen, mit ihren bis in die kleinsten Einzelheiten malenden Beschreibungen; viele haben die Erzählungen Jesajas und Jeremias

über ihre Gespräche mit Gott nicht vergessen. Doch der unbekannte Prophet spricht nicht von Gesichten, und er tut keine Wunder. Mit keuscher Enthaltsamkeit deutet er seinen göttlichen Auftrag an:

„Eine Stimme sagt: Rufe! — Ich antworte: Was soll ich rufen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Herr, der Herr gab mir eine sprechgelehrte Zunge, daß ich zur rechten Zeit vermöchte das Wort zu sagen dem Müden. Er weckt mich Morgen um Morgen. Er weckt mein Ohr, zu lauschen den Lehren. Gott, der Herr, hat mir das Ohr geöffnet, und ich widersetzte mich nicht, ich wich nicht zurück."

Manchmal spricht er von Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, von einem namenlosen „Ebed", einem Gottesknechte, der im Dienste des Herrn steht und um der Menschheit willen leidet. Er deutet an, welche Ähnlichkeit zwischen seinem eigenen Geschick und dem Israels besteht. Israel ward zum Propheten der Völker berufen, und es leide für seinen Beruf. Er selbst, der Prophet Israels, müsse seinen Beruf mit seinem persönlichen Glücke bezahlen. Dieser namenlose „Ebed" ist sein Deckmantel, hinter dem sich Allgemeines und Persönliches birgt — ein vieldeutiges Symbol, ein Symbol für jeden Wahrheitssager, nicht am wenigsten ein Symbol für ihn selbst:

„Siehe, dies ist mein Knecht, den ich stütze, mein Er-

korener, den meine Seele liebt. Ich gab meinen Geist über ihn ... Er schreit nicht, er läßt seine Stimme nicht hören auf den Gassen. Ein geknicktes Rohr bricht er nicht, einen glimmenden Docht verlöscht er nicht ...

... Der Herr rief mich vom Mutterleibe, und er machte meinen Mund gleich einem scharfen Schwerte und im Schatten seiner Hand verbarg er mich. Er machte mich zu einem scharfen Pfeil und in seinem Köcher versteckte er mich. Und er sprach zu mir: du bist mein Diener!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Meinen Rücken gab ich den Schlagenden, und meine Wangen denen, die mich am Barte zausten. Mein Antlitz verbarg ich nicht vor Schimpf und Bespeiung.

Doch der Herr, mein Gott, hilft mir. Darum wurde ich nicht beschämt. Darum machte ich mich hart wie Kiesel, und ich weiß, daß ich nicht zuschanden werde.

Nahe ist Er, der mich freispricht: Wer will mit mir rechten? Laßt uns vortreten miteinander! Wer hat Streit mit mir? Er stelle sich mir! Der Herr, mein Gott, hilft mir. Wer ist es, der mich zu verurteilen wagt?

Wer unter euch den Herrn fürchtet und die Stimme seines Knechtes hört, wer im Finstern gewandelt und kein Licht hatte — er verlasse sich auf seinen Namen und stütze sich auf seinen Gott.“

Sobald er seine Weissagung beendigt, ist er wie verstummt. Er entfernt sich still und unbemerkt, wie er gekommen.

Lange verharrt die kleine Zuhörerschaft in nachdenklichem Schweigen. Er selbst weilt nicht mehr unter ihnen, doch seine Stimme ruft ungeschwächt, als hätte sie eigenes Leben bekommen, losgelöst von dem, der gerufen.

3

Eines Sabbats spricht er in einer Kolonie, wo er nie zuvor gesprochen. Der Älteste, einer der leitenden Männer der Gola, hat einige angesehene Männer in seinem Hause versammelt. Die meisten hören den Unbekannten zum erstenmal.

Als er sie wieder verlassen hat, sagt der Älteste:

— Man fühlt sich wie ein neuer Mensch. Es ist so wunderbar, seine Stimme zu hören, die wie aus weiter Ferne zu kommen scheint, wie aus einer anderen Welt. Er ist so stark, wenn er spricht, so gefestigt in sich selbst, so gefestigt im Herrn. Es strömt von ihm eine Kraft aus, die ich vorher nie gekannt. Doch plötzlich wird er wie verwandelt, er senkt die Stimme und blickt scheu um sich. Dann wird einem unheimlich zumute, wenn man ihn anblickt.

— Mir ist bange vor diesem Manne, sagt ein anderer. Er sagt manchmal entsetzliche Dinge. Es geschehen merkwürdige Sachen, das fühlen wir alle. Doch es ist gefährlich, davon zu sprechen. Der Name eines jungen

Vasalls ist auf aller Lippen, doch keiner wagt ihn auszusprechen. Wie ein gottgesandter Sturm rast er durch die Länder und legt mächtige Völker unter seine Füße. Zuerst schleuderte er zu Boden seinen Herrn Astyages, den mächtigen Herrscher von Medien. Dann unterwarf er den reichsten der Könige, Krösus, den gewaltigen Bundesgenossen unseres Königs Nabonid. Sardes, die Perle unter den Städten, ist jetzt in seinem Besitz.

— Die Staatswache ist ständig hinter ihm her, wirft ein Dritter ein. Vor einigen Tagen erzählte man, er sei mißhandelt worden. Man sprach davon, daß er wegen des Verdachtes des Hochverrats zur Verantwortung gezogen werden sollte. Jedesmal entschlüpft er im entscheidenden Augenblick. Es ist geradezu, als wäre er nicht zu fassen. Ein seltsamer Mann, dieser Jesaja!

Das Gespräch verdämmert leise. Die Seelen sind bedrückt von Ahnungen, doch keiner findet das rechte Wort, ihnen Gestalt zu geben. Nach einer Weile nimmt der Älteste wieder das Gepräch auf. Er hat sich offensichtlich zu einer entscheidenden Aussage gesammelt; es ist, als verkläre ein Schimmer des inneren Erlebnisses sein pergamentfarbenes Antlitz. Er wendet sich an den, der zuletzt gesprochen:

— Du sagtest: ein seltsamer Mann, dieser Jesaja. Doch er ist mehr als seltsam; er ist ein neuer Mann, Träger einer neuen Botschaft. Er hat das seltene Glück in dieser Zeit der Erneuerung zu leben, die der Herr über uns hat kommen lassen, und er besitzt die Gottesgabe, zu ahnen, was kommt, lange vor uns anderen. Deshalb

kündet er Neues, was noch keiner vor ihm gekündet. Er geißelt nicht, er droht nicht, er spricht nicht von Sünde und Vergeltung, nicht von Gottesgericht und Strafe und Untergang. Er kündet Wiedergeburt. Er sieht, was wir anderen nicht den Mut haben zu sehen. Er sagt, was wir anderen nicht zu denken wagen: daß die Stunde der Befreiung nahet, daß wir wiedersehen werden unsere trauernde Mutter Zion. Es ist etwas vom Glanze der Morgenröte über seiner Rede, und sein Wort wärmt und erquickt. Warum nennen wir ihn Jesaja? Wir sollten ihn nennen: Menachem, den Tröster. Er bringt Trost und Glauben mit milder Hand, er gibt unseren verschmachtenden Seelen Labung. Er steht nicht vor uns wie ein überirdischer Gottesmann, ein Prophet: er ist unser Bruder, unser Freund, unser Erwecker. Er spricht nicht von göttlichen Gesichten, doch er ist selbst des Göttlichen voll, und sein Glauben ist fest wie ein Fels. Zu uns armseligen Feiglingen, die niemals die Luft der Freiheit geatmet, die wir durch das Dasein gegangen mit vornübergebeugten Rücken und rückwärtsgebundenen Händen, kam er, der Freie und Furchtlose, der die Kraft besaß das Sklavenjoch von sich abzuschütteln und der keines anderen Diener sein wollte als des Herrn. Wie konnte dieser Freigewordene den Weg finden zu uns armen Sklavenseelen?

Wie hat uns die Gefangenschaft verwandelt! Wir sahen nicht mehr den Himmel über uns, wir vernahmen nicht die Stimme Gottes in uns. In dieser zusammengebrochenen Welt konnten wir keine göttliche Gerechtigkeit oder Vaterliebe wahrnehmen. Wenn es einen

gerechten Gott über uns gibt, warum läßt Er uns leiden ohne Schuld? Wenn wir alle Kinder eines gemeinsamen Vaters im Himmel sind, warum hassen und plagen wir einander? Fragen ohne Antwort peinigten uns. Wir sind vom Wege abgeirrt, und hatten keinen Boden unter den Füßen. Im Dunkel lebten wir unser elendes Leben dahin, ohne Sinn noch Hoffnung. Die Peitsche war unser tägliches Brot, die Angst der Traum unserer halbwachen Nächte. Wir sind die Ärmsten der Armen geworden, entblößt von allem, was das Leben lebenswert macht. Mit unserem Lande haben wir unseren Gott verloren, mit unserem Tempel unseren Glauben, mit unserer Freiheit unsere Selbstachtung. Nicht einmal der Drang nach Befreiung ist uns geblieben. Nichts war imstande, uns wieder zum Lichte zu führen. Jeremia war tot, verschwunden irgendwo im Wüstensande Ägyptens. Des gealterten Hesekiel bleicher Traum von einem neuen Jerusalem vermochte nicht unsere frierende Seele zu wärmen. Nicht einmal die wunderbaren Geschehnisse, die sich um uns zugetragen, konnten uns aus unserer dumpfen Hoffnungslosigkeit aufrütteln. Wir verstanden sie nicht, sie berührten uns nicht. Was hatten auch wir, ausgestoßene Sklaven, mit den Ereignissen der Welt zu schaffen? Was bekümmerte es das geringe ‚Würmlein Jakob', daß die Löwen der Welt einander zerfleischten? In unserer Blindheit sahen wir nicht die Hand Gottes hinter dem Gewaltigen, der mächtige Reiche unter seine Füße legte. Der Ruf der Zeit erreichte nicht unsere tauben Ohren. Wer vermochte zu glauben, der Herr spräche zu uns durch das verheerende Feuer, das wir

miterlebt? Wer konnte ahnen, daß unser Kampf gekämpft würde auf Mediens und Lydiens blutgetränkter Erde? Daß Cyrus, der Weltbesieger, der Gesalbte Gottes war, daß Messias in seiner Gestalt erschienen, daß ein neuer Tag heranbricht, für uns und für alle? Wer konnte glauben, daß es Gottes Wille sei, uns von neuem anfangen zu lassen, als freie Menschen auf freier Erde, als Sein Priestervolk in einer wiedergeborenen Welt?

Aus der Verborgenheit kam der große Bruder hervor, aufrecht, frei und unüberwindlich, stark wie ein Fels, erfüllt von Gott. Mit sicherem Schritt kam er zu uns, rüttelte uns auf aus unserem Halbschlaf und sprach zu uns milde, brüderliche Worte. Er fragte: „Wer ist so blind wie mein Sendbote? Wer so taub wie der Knecht Gottes?“ Seht ihr nicht Gottes Hand in dem, was um uns geschieht? Höret ihr nicht Gottes Stimme rufen durch das Brausen der Zeit? Spricht nicht Gott zu euch durch die Ereignisse der Welt, so wie Er durch das Leben der Natur zu euch spricht? Haben wir hervorgebracht Licht und geschaffen Finsternis, haben wir abgemessen das Wasser des Meeres und den Staub der Erde, haben wir abgeteilt die Weite des Himmels und die Größe der Berge? Ebenso ist das, was geschieht, mit uns und durch uns, Gottes Werk. Wir Menschen sind Werkzeuge, nicht Werkmeister. Was geschieht, geschieht notwendig, sinnvoll, nicht zufallsblind. Könige und Helden sind Seine Sendboten, Völker und Staaten sind in Seiner Hand wie Tropfen des Meeres, Küstenländer wirbelt Er empor wie Staubkörner. Mensch und Blume sind beide Gottes

Gewächs. Alles, was lebt und sich bewegt, ist Zeuge Seiner Macht. Himmel und Erde, Glück und Leiden, Sieg und Niederlage, Natur und Menschheit strahlen dasselbe göttliche Licht wieder; sie alle erzählen, jedes in seiner Sprache, die Herrlichkeit Gottes.

4.

Der Älteste holte eine in einem Schrein verwahrte Rolle hervor, eine jener Sammlungen von Reden des unbekannten Propheten, die von Hand zu Hand gingen.

— Diese Rolle, sagte er, ist eine Quelle lebendigen Wassers. Sie ist der Trostbecher, den unser großer Bruder uns gereicht, aus dem wir alle trinken sollen. Wie eine erlösende Botschaft ergoß sich seine rufende Stimme über uns, und Worte erschollen durch den Weltenraum, die nicht weichen werden von unserem Munde und vom Munde unserer Nachkommen:

„Tröstet, tröstet mein Volk. Redet zum Herzen Jerusalems und rufet ihm zu, daß sein Maß erfüllt sei, daß seine Schuld begnadet sei. Eine Stimme ruft: In der Wüste bahnet einen Weg für den Herrn, ebnet in der Steppe eine Straße für unseren Gott. Was krumm ist, soll gerade werden! . . .

Wach auf, wach auf, Jerusalem, kleide dich in Sieg, du Stadt des Heiligen, schüttle ab den Staub von dir, löse

die Ketten von deinem Halse, du gefangene Tochter Zion.

... Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, denn ich bin mit dir ... Von neuem habe ich dich gerufen, ich faßte dich bei der Hand, um dich zu schaffen zum Am-Brit, zum Volke des Bundes, zum Lichte der Heidenvölker. Zunichte sollen werden, die dich bedrücken; wenn du dich nach ihnen umsiehst, findest du sie nicht mehr.

... Ich weckte den Retter vom Norden, und er kam. Ich sprach zu Cyrus: Du bist mein Hirt, und meinen Willen wirst du vollstrecken. Du wirst zu Jerusalem sagen: Werde wieder erbaut! und zum Tempel: Werde wieder gegründet! ... Er wird meine Stadt aufbauen und meine Gefangenen wieder heimschicken."

Der Alte hielt inne, von Ergriffenheit übermannt. Die letzten Worte, die er aus der Rolle verlesen, steigerten die Begeisterung zum äußersten.

— Versteht ihr nun, daß ich recht hatte, unseren großen Bruder einen neuen Mann zu nennen, einen Beginner, einen Weiser neuer Wege. Er selbst nennt sich „Rischon le-Zion", den Ersten des neuen Zion, den der Herr ausersehen zum „Heilsboten für Jerusalem". Es war Totenstille bei uns, ehe er kam; niemand sprach von dem, was geschieht, niemand kündete das Wort. Ein verstummtes Geschlecht wartete auf den, der unser aller sprechender Mund werden sollte. Mancher unter uns fühlte tief in seinem Innern, was unser Bruder ausgesprochen:

„Ich sehe mich um, doch es gibt keinen. Keinen Führer hat Jerusalem unter allen Söhnen, die es geboren; keinen, der es bei der Hand faßt, unter all den Söhnen, die es erzogen. Zwiefach war das Unglück, das es betroffen: Zerstörung und innerer Zusammenbruch. Doch nun, spricht der Herr, nehme ich den Giftbecher aus deiner Hand, und ich gebe ihn in die Hand deiner Quäler, die zu deiner Seele sprachen: Bücke dich, daß wir darüber hingehen! Und du machtest gleich der Erde deinen Rücken und zur Gasse für die Dahinschreitenden!“

Da kam er, der Retter und Führer. Er nahm den Giftbecher aus unserer Hand und gab uns den Becher des Trostes. Er öffnete unsere Augen, auf daß wir Gottes Arm sähen, in dem was geschieht. Die Geschehnisse, die eingetroffen, rollte er vor uns auf gleich einer heiligen Schrift, geschrieben mit Gottes Hand, damit wir daraus Belehrung holen. Seitdem ich diese Rolle gelesen, fühle ich mich wie ein Blinder, der plötzlich sehend geworden. Ich habe wieder festen Boden unter mir, auf dem ich stehen kann. Er lehrte mich unterscheiden zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen dem Wechselnden und dem Bestehenden. Er enthüllte vor mir das wahre Angesicht des Erdendaseins: daß es Geist sei, nicht Menschenmacht. Er lehrte mich, daß bloß der Geist wirklich sei, des Menschen Macht sei Schein; daß allein Gottes Wille im Menschen lebend sei, alles andere aber sei Schatten und Rauch. Er hat mir den Glauben an Israel wiedergeschenkt: daß es Kraft habe zu leben und eine Aufgabe zu erfüllen.

Diese Rolle, die ich in der Hand halte, bringt uns eine zwiefache Botschaft, die wir tief in unseren Sinn einprägen müssen. Grabet diese Worte ins Gedächtnis und lehret sie eure Kinder und Kindeskinder in alle Ewigkeit! Die eine ist eine Botschaft an den Menschen. Sie gehört zum Reifsten, das eine menschliche Zunge je ausgesprochen:

Alles Fleisch ist Gras
und all seine Pracht wie des Feldes Blumen.
Das Gras verdorrt,
die Blume verwelkt,
wenn Gottes Odem über sie bläst.
Ja, Gras ist das Volk!
Das Gras verdorrt,
die Blume verwelkt —
doch ewiglich lebt Gottes Wort!

Fühlet ihr nicht, daß Gott hier durch den Mund seines Auserwählten zu uns spricht? Das sind nicht Worte eines Erdensohnes, nicht Gedanken eines Denkers, nicht Lieder eines Dichters. Das ist ein Ruf vom Himmel. Hier ist der ganze Gehalt des entsetzlichen Erlebnisses unserer Generation zusammengefaßt, alles was Krieg und Umwälzung mit blutiger Schrift in unsere Seele eingezeichnet. Gott selbst spricht hier durch das Feuer zu uns Menschenkindern.

Die andere ist eine Botschaft an Israel. Es sind starke Ohren nötig, um sie zu vernehmen, und starke Seelen, um sie zu erfüllen. Mit stürmischer Kraft sprengt der Prophet geheiligte Grenzen und reißt nie-

der gottgeweihte Mauern. Er weitet die ererbte Religion unseres Stammes zu einer Religion der Welt. Sein Bethaus wird ein „Bethaus für alle Völker“. Diese Botschaft an Israel kommt nicht vom Gott Israels, sondern vom Gott des Weltalls. Israel ist Gottes Volk, doch Gott ist nicht bloß Israels Gott. Der Weltengott und der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Vater aller Menschen und der Beschützer aller Völker spricht zu uns zum erstenmal durch den Mund unseres großen Bruders — zu Israel, seinem Knechte. Was unser Bruder kündet, ist in seinem inneren Kern eine weltumspannende, völkerverbindende Gotterkenntnis:

„So spricht der Herr, Er, der den Himmel erschaffen und ihn gespannt, der die Erde ausgebreitet und was sie hervorbringt, der Seele gegeben hat dem Volke, das auf dieser lebt, und Atem denen, die über ihr wandern: Ich, der Ewige, habe dich berufen ... daß du öffnest blinde Augen, daß du Gefangene aus dem Gefängnis herausführest, aus vermauertem Hause, die im Finstern sitzen...

Er spricht: Es ist nicht genug, daß du mein Diener bist, aufzurichten die Stämme Jakobs und zurückzuführen die Geretteten Israels. Ich mache dich zum Licht für die Völker, auf daß mein Heil sich strecke bis ans Ende der Erde.

Höret auf mich, ihr Völker,
ihr Nationen, höret mich!
Denn Lehre geht aus von mir,
und mein Recht ist der Völker Licht.

Nahe ist mein Recht, mein Heil kommt,
und meine Arme werden die Völker richten.

Küstenländer warten auf mich,
auf meinen Arm hoffen sie.

Erhebet zum Himmel eure Augen
und schauet zur Erde hinunter:
Seht, der Himmel fließt dahin wie Rauch,
die Erde wird zerfressen wie ein Kleid,
ihre Bewohner sterben hin wie Mücken —
doch mein Heil bleibt ewiglich,
und meine Gerechtigkeit wankt niemals.“

Der Älteste und mit ihm alle die anderen erhoben sich. Ihnen war als öffnete sich das Dach über ihnen, und sie sahen in endlose Weiten.

5

Als der Unbekannte nach längerer Abwesenheit abermals in der Kolonie erschien, empfanden alle, daß ein großer Sabbat bevorstand. Die Eingeweihten wußten, daß der Prophet diesmal seine letzte Rede halten würde. Es wurde im voraus bekanntgemacht, daß der Prophet von seinen gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln Abstand nehme; er war bereit, öffentlich zu sprechen, vor der ganzen Gemeinde. Auch von den nahen Kolonien hatten sich viele zu dieser denkwürdigen Zusammenkunft eingefunden. Die Anzahl der Besucher war so groß, daß der gewöhnliche Versammlungsraum nicht ausreichte. Der Prophet sollte unter freiem Himmel sprechen, auf der weiten Ebene, hinter dem unansehnlichen Bethause. Der Prophet selbst war wie verwandelt. Er war ruhig und heiter, zugänglich und gesprächig. Es war, als ob seine Gestalt gewachsen wäre.

Alle hatten eine unbestimmte Ahnung, daß Großes geschehen sei auf den fernen Schlachtfeldern. Er selbst



Cyrus in Cherubgestalt
(persisch)

weiß, daß in dieser Stunde, da er zum letztenmal der Gola Gottes Botschaft bringt, der siegreiche Cyrus seinen Einzug hält in die babylonische Hauptstadt, umbraust von einem jubelnden Volke. Babel haucht in dieser Stunde seinen letzten Atemzug aus. Seine Todesstunde ist die Geburtsstunde des neuen Jerusalem.

Der Prophet beginnt mit der feierlichen Kundgebung von Babels Fall. Seine Rede wird zu einem Klagegesang, wie man ihn im alten Israel zur Totenklage anzustimmen pflegte:

Steig nieder und setz' dich in den Staub
du Jungfrau, Tochter Babel.
Zur Erde setz dich, keinen Thron mehr gibt es,
du Tochter von Chaldäen.
Nicht mehr wird man nennen dich:
die Edle und die Stolze.

Still jetzt sitz, ins Dunkel geh,
du Chaldäens Tochter.
Nicht mehr wird man nennen dich:
Königin der Reiche.

— — — — — — — — — — —

Meinem Volk ich zürnete.
Mein Erbteil ich verstoßen —
in deine Hand ich gab es.

Doch unbarmherzig warst du,
dein Joch die Greise drückte.

— — — — — — — — — — —

Nun bringt keiner Hilf' dir!

Die Totenklage für Babel klang in den Ohren der Männer der Gola wie eine Botschaft von einem neuen Leben in Freiheit und Frieden. Ihre Gesichter waren wie verklärt vor dem großen Wunder, das ihnen geschah. Seit der Zeit Hesekiels war der Glaube an Gott in den Herzen der Gola wie erloschen, die Seelen ertranken in Kleinmut: „Der Herr hat das Land verlassen, der Herr sieht nicht.“ Nun fühlten alle wieder die lebendige Gegenwart Gottes, man sah abermals Seinen starken Arm. Er hat die dunkle Sehnsucht von Generationen in Erfüllung gehen lassen. Es gibt doch einen Gott im Himmel, der die Welt mit Gerechtigkeit lenkt und der seinen Diener Israel beschützt. Wie hoch stand der Unbekannte, dieser seltsame Gottesmann, über ihnen allen! Er war der einzige Sehende in einem Geschlechte von Blinden, der einzige Hörende in einem Volke von Tauben. Alles, was er vorausgesagt, ist eingetroffen; seine Träume werden Wirklichkeit.

Nach einer Weile erklang die Stimme des Propheten von neuem. Er wollte jetzt sein Inneres vor der Gola ausschütten. Er wollte ihren Blick weiten, sie hinter den Vorhang blicken lassen, sie ahnen lassen, was in den ewigen Sphären sich bewegt, jenseits von den aufregenden Geschehnissen des Tages. Er wollte versuchen, das Rätsel Israel zu deuten, als einen Teil vom Rätsel der Menschheit. Stand er doch an diesem Tage zum letztenmal von Angesicht zu Angesicht vor diesem durch Leiden geläuterten Volke, das auf der Schwelle zu neuem Leben stand, unbekannten Geschicken entgegengehend.

Die lange erwartete Stunde war nun gekommen! Jetzt wollte er alles sagen, was in der Einsamkeit in seiner Seele gewachsen. Er wollte versuchen, Gestalt zu geben dem Gestaltlosen und auszusprechen das Unaussprechliche. Sie sollten einsehen lernen, daß das, was geschehen, unendlich umfassender war, als es erschien. Nicht bloß hat ein Staatsgebäude Platz machen müssen einem größeren, mächtigeren. Eine neue weltgeschichtliche Ordnung beginnt. Eine bessere Gesellschaft ist im Werden, neue geistige Mächte sind zum Leben geweckt worden. Zusammen mit dem mächtigen Reiche stürzte eine Religion, neben dem Großkönig liegen die Götter Babels zertrümmert am Boden. Diese Stunde der Gnade, da das Wunder mit Händen zu greifen ist, scheint ihm geeignet, in die Herzen den Glauben an den Einen Gott zu pflanzen. Er wollte seine frei werdenden Stammesbrüder auch in der Seele frei machen. Siegreich erschallt seine Stimme, da er die Nichtigkeit alles Götzendienstes unbarmherzig enthüllt. Niederschmetternd ist sein Wort, da er der widerstandsschwachen Gola den Abgrund zeigt, in welchen sie im Begriff war zu versinken:

„Zu Boden gefallen ist Bel, zertrümmert ist Nebo ... Die, welche ihr in Festzügen umherführet ... werden in die Gefangenschaft geschleppt ... Man bildet einen Abgott, man gießt sich eine Puppe — es ist von keinem Nutzen.

... Man fällt Zedern, man pflanzt eine Lärche, und der Regen läßt sie wachsen. Nun hat der Mensch was

zum Heizen: er nimmt davon und wärmt sich, er zündet es an und bäckt Brot. Doch zugleich macht er einen Gott daraus und wirft sich vor ihm nieder, er schnitzt eine Gottesgestalt und bückt sich vor ihr. Die Hälfte davon hat er im Feuer verbrannt, brät seinen Braten und sättigt sich, wärmt sich auch und spricht: Nun bin ich warm, nun sehe ich loderndes Feuer! Doch den Rest macht er zu einem Abgott, zu einer Schnitzpuppe, er bückt sich vor ihr, wirft sich nieder, betet zu ihr und spricht: Rette mich, denn du bist mein Gott!

... Denke daran, Jakob, und du, Israel, denn du bist mein Knecht!"

Die Worte des Propheten prasseln nieder auf die Zuhörer gleich scharfen Pfeilen; mehr als einer fühlte sich mitten ins Herz getroffen. Der Schleier ist zerrissen, und ein erschreckendes Nichts glotzt aus dem leeren Raume. All die Herrlichkeit rund herum, alles was gleißte und lockte und die Sinne verwirrte, fiel in dieser Stunde der Prüfung in sich zusammen. Ihr Dasein war Schein und Lüge gewesen, ihr Streben ein Jagen nach Schatten, der glanzvolle Götzendienst ein Spiel für Kinder. Allmächtige Götter lagen wie elende Fetzen im Staube, und in die Irre gegangene Menschen rieben sich schlaftrunken den Rausch aus den Augen.

Der Prophet lauschte staunend auf diese erschütternde Beichte ohne Worte, die ihm aus allen Herzen entgegenströmte. Eine ganze Generation machte plötzlich halt am Scheidewege, blickte um sich und wandte sich

entschlossen einem neuen Wege zu, mit einem neuen Ziele vor Augen. Der Prophet wußte, daß er in dieser gnadenreichen Stunde zu einem ganzen Zeitalter sprach; vielleicht auch zu kommenden Geschlechtern, zu einer ungeborenen Menschheit.

Ein Weiser, der als erster vor anderen die Einheit des Geschehens geahnt, gestaltete das Weltbild, das sich seinem inneren Blicke offenbarte:

— Was wir Menschen wahrnehmen, sind Bruchstücke des Geschehens, doch im Leben des Menschengeschlechtes gibt es keine Bruchstücke. Alles, was geschieht, hängt zusammen. Das Dasein ist ein ungeteiltes Ganzes. Wir sehen Funken, die herumfliegen im Weltenraume, doch wir sehen nicht das große Feuer, das unaufhörlich durch das All glüht. Unsichtbare Fäden binden zusammen Volk mit Volk, Generation mit Generation, Uraltes mit Splitterneuem. Der Funke, der einst in den Seelen der Urväter entzündet ward, glüht in den Spätgeborenen nach. In der Luft, die wir atmen, zittert der Nachhall der Urstimmen von Jahrtausenden. Wir alle, vergangene und kommende Geschlechter, sind Soldaten in der ewigen Menschenarmee Gottes, die berufen ist, mitzuarbeiten an der Vollendung des göttlichen Schöpfungswerkes. Wir alle, Heilige und Helden, Träumer und Tatmenschen, gehen auf verschiedenen Pfaden dem gleichen großen Ziele zu, dem Endziele — „b'acharit hajamim!“ In diesem ständigen Strome des Schaffens, des endzweckbestimmten Schaffens, gibt es kein Ende und keinen Anfang, kein Atemholen und keinen Stillstand. Was heute geschieht, ist Fortsetzung und

Einleitung zugleich: Es beginnt nicht mit dem Tage und hört nicht auf mit dem Tage. Es ist ein Ring in der endlosen Kette, die sich zieht von Urbeginn bis ans Ende der Tage. Das Heute ist Kind des Gestern und Vater des Morgen. Geschichte ist Zusammenhang.

Geschichte ist nicht genießendes Erleben, sondern tätiges Schaffen; nicht eine Bewegung im Kreise, die sich immer wiederholt, sondern Vorwärtsbewegung, Aufwärtsbewegung einem Endziele zu. Unser Dasein ist nicht Stillstand, sondern unaufhörliches Weitergehen; nicht passives Erdulden eines unerbittlichen Geschicks, sondern schöpferischer Kampf um das Ziel, ständiges Neugestalten.

Das Ziel, das ewige, gottgewollte, gibt dem geschichtlichen Geschehen Sinn und Zusammenhang: Nichts ist Willkür, nichts Zufall, nichts blinde Gewalt — „Gottes Augen schweben über die ganze Erde!"

Völker und Staaten, anscheinend getrennt, sind Teile eines unsichtbaren Ganzen. Was mit einem Volke geschieht, ist unsichtbar verknüpft mit den Geschehnissen der weiten Welt. Sprachen und Grenzen sind Menschenwerk; der Wille Gottes jedoch durchströmt alles Geschehen, von einem Ende des Erdballs zum anderen. Geschichte ist Weltgeschichte.

Wo stehen wir im Weltenraume? Was haben wir mit Cyrus zu schaffen?

Israel nimmt einen Sonderplatz inmitten der Völkerwelt ein, doch es ist von dieser nicht getrennt; sein Leben ist verknüpft mit dem Leben der Völker. Israels Schicksalsweg durch Zeiten und Länder ist ein Teil von

Gottes vorherbestimmtem Weltplan: Cyrus siegt um Israels willen, doch Israel ersteht zu neuem Leben um des Menschengeschlechtes willen. Beide sind Werkzeuge in des Ewigen Hand. Cyrus wurde ausersehen, das Volk zu retten, das Gott erkoren, Ihm Diener zu sein.

Unser eigenes Erleben durch die Zeiten offenbart uns Gottes Arm in der Geschichte, jenen mächtigen Arm, ha-jad ha-g'dola, der sich Israel beim Auszuge aus Ägypten offenbart und seinen Gottesglauben geweckt. In dem, was Israel erlebt, ist deutlich die väterlich leitende Hand sichtbar: Plan und Wille und unbeugsame Gerechtigkeit. Unser Weg von Ägypten nach Babel, und der bevorstehende Weg von Babel nach Jerusalem, zielbestimmte Wege aufwärts. Hindernisse, Rückfälle, Seitensprünge vermögen nicht von dieser Linie abzubringen. Pharao war ein Werkzeug in Gottes Hand, ebenso wie Nebukadnezar und Cyrus. Ich selbst, der Geringste unter den Geringen, bin von Gott berufen, fortzusetzen, was der Mann Gottes, Mose, begonnen. Was Israel erlebt und erfahren, ist gottgewolltes Geschehen, ist Geschichte.

Unsere Stellung in der Welt, die Art unseres Wirkens, die Aufgabe, die uns gegeben wurde, die Mittel, mit denen wir den Sinn unseres Seins verwirklichen mitten in einer Welt von Hindernissen und Gefahren — das alles zeigt uns das wahre Gesicht alles Geschehens: es ist Geist und nicht Materie. Nicht Hunger, nicht körperliche Bedürfnisse treiben und bewegen das große Rad der Zeiten, sondern die Not der Herzen, die verborgene Sehnsucht schmerzerfüllter Seelen, der ewige

Drang des Menschen nach Weite und Tiefe und über sich hinaus. Der Geist setzt unsere Kräfte in Bewegung, peitscht sie auf, lenkt sie, treibt sie immer höheren Zielen entgegen. Und der Geist beschützt und erhält sich selbst: er verteidigt sich gegen feindliche Gewalten mit seinen eigenen Waffen. Es bedarf nicht des Schwertes und nicht der Festungen, um sich gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Auch davon zeugt das Erleben Israels durch die Zeiten.

Israels Sonderplatz in der Welt ist der eines Dieners. Wenn wir sagen: Der Herr hat Israel erkoren, meinen wir nicht, daß Er es erhöht habe vor anderen, sondern daß Er ihm eine Aufgabe gegeben zum besten der anderen. Auserwählt sein, bedeutet dienen, nicht ausgezeichnet sein. Um unseres Dienstes willen werden wir zum Leben gerettet, nicht um unserer selbst willen.

Wir leiden auch um unseres Dienstes willen. Das Leiden gehört zu allem schaffenden Leben wie die Geburtswehen zum Gebären. Verstünden wir die Sprache der Blumen und der Bäume, dann vernähmen wir ihren Schmerzensschrei, wenn sie Blätter und Zweige gebären. Unsere Leiden, das sind unsere Geburtswehen. Sie sind Hammerschläge des Schöpfers, wenn Er durch uns Seinen Himmel auf Erden pflanzt. Unser Leiden ist nicht Strafe, sondern Segen; nicht Verminderung, sondern Vermehrung; nicht Vernichtung, sondern Wachsen, Blühen, Aufwärtssteigen. Das Leiden, alles Leiden hat einen Sinn. Nur wer den Sinn des Leidens

verstanden, kann Gottes gerechte Weltleitung ahnen. Nur dem, der einsehen gelernt, warum Israel leiden muß, mehr als andere Völker, löst sich das Rätsel Israel. Ist nicht meine armselige Erdenwanderung als Gottes Sendbote ein verkleinertes Spiegelbild von Israels zugleich demütiger und stolzer Wanderung durch die Zeiten? Hier stehe ich vor euch, Gottes und euer demütiger Knecht, ich selbst ein Sinnbild Israels, und mein Leben erklärt besser als mein Wort das Rätsel Israels. Alles, was ich durchlebt und durchlitten, mein Glaube und mein Sehnen, meine Pein und meine Seligkeit, offenbaren euch, besser als meine Worte es vermögen, den Sinn Israels.

Israel leidet. Leiden bedeutet jedoch nicht untergehen. Uns ward die Kraft gegeben, auszuhalten: Hätten wir diese Kraft nicht, wie würden wir unseren Dienst verrichten können? Uns ward auch der Wille gegeben zur Selbsterhaltung: Hätten wir diesen Willen nicht, wie könnten wir im Dienste des höchsten Willens stehen?

Bloß ein starkes und bewußtes Israel kann seine Aufgabe erfüllen. Nur wenn wir fest verwurzelt sind in unserer Vergangenheit, verwachsen mit unserem geschichtlichen Nährboden und eng verbunden miteinander, können wir dienen, dienen und leiden. Seht auf mich! Ich habe gedient und gelitten, gelitten schwerer und peinvoller als irgendein anderer — doch der Herr war mit mir und gab mir Kraft auszuhalten. Israel wurde durch Leiden gestählt und es hat Kraft zu leiden. Es hat am Rande des Unterganges gestanden, doch es blieb unversehrt:

Gehest du durch Wasser,
ich dann mit dir bin;
gehest du durch Ströme,
du nicht ertrinken wirst.

Gehest du durch Feuer,
wirst du nicht verbrannt;
Flammen nicht vermögen,
zu verzehren dich.

Israel wurde heimgesucht, härter als je ein Volk. Doch Heimsuchung ist nicht Bestrafung. Wir leiden nicht um unserer Sünden willen. Seht auf mich! Warum wurde ich verhöhnt, verfolgt, mißhandelt, gepeinigt? Warum spieen mir die Leute ins Gesicht und sprangen Gassenjungen hinter mir her? Niemals habe ich mein Geschick als Strafe empfunden, ich wußte, daß ich für Gottes Sache gekämpft und gelitten. Wohl uns, wenn wir unser Leiden als Teil unserer Aufgabe empfinden. Dann wächst unsere Kraft, je mehr man uns verfolgt, und unser Glaube bewahrt uns davor, uns selbst aufzugeben.

Israel ist Ebed, Gottes Knecht, so wie ich selbst Israels Knecht bin. Ein Ebed muß sich wappnen mit Geduld ohne Ende, muß den Nacken beugen unter das härteste Joch, muß die schwersten Lasten tragen, die ihm aufgebürdet werden. Ein Ebed muß unerschütterlich auf dem Platze verharren, der ihm einmal angewiesen wurde, bis sein Werk vollbracht ist. Ein Ebed muß dienen können, muß Freude haben am Dienen, muß das Dienen als Beruf empfinden, nicht als Strafe.

Seht mich an! In meinem Geschick ist etwas von Israels Geschick, ich selbst bin eine Erklärung seines Lebensrätsels:

„Wie ein Keimling stieg er auf vor uns, wie eine Wurzel aus verdorrter Erde. Mißgestaltet war er und ohne Schönheit. Wenn wir ihn ansahen, konnte er uns nicht behagen. Verschmäht war er und von Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Krankheit. Es war, als verberge er sein Angesicht vor uns, wir achteten nicht seiner.

Doch es waren unsere Krankheiten, die er getragen, unsere Schmerzen, die er auf sich geladen, und wir achteten ihn für einen Heimgesuchten, einen von Gott Gepeinigten und Geschlagenen.

Er aber ward durchbohrt für unsere Sünden, geschlagen für unsere Übertretungen. Er ward gezüchtigt, auf daß wir in Frieden leben, durch seine Wunden wurde uns Heilung.

Wir alle gingen in die Irre gleich Schafen, jeder ging seines Weges, der Herr aber ließ ihn erleiden unser aller Sünden.

Er ward gepeinigt, doch er demütigte sich und öffnete nicht seinen Mund. Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das stumm steht vor seinen Scherern. Er öffnete nicht seinen Mund.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es gefiel dem Herrn, ihn mit Krankheit zu schlagen... doch er wird noch Samen sehen und lange leben, und der Wille des Herrn wird durch seine Hand wirklich

werden. Von der Pein, die seine Seele ausgestanden, wird er Frucht sehen und gesättigt werden. Mit seinem Können wird er Recht verbreiten, er, der Rechtfertige, mein Diener vor vielen, und ihre Missetaten wird er tragen."

Als der Prophet zu sprechen aufgehört, verließ er nicht die Versammlung, wie er es sonst zu tun pflegte. Er blieb lange mit den Männern der Gola beisammen. Er fühlte sich wie ein Vater, der Abschied nimmt von seinen Kindern mit dem Bewußtsein, alles für sie getan zu haben, ehe er sie verläßt. Er hat seinen Auftrag erfüllt. Sein Werk war vollbracht. Er hatte die Gola für die entscheidende Stunde bereitet, die jetzt herandämmerte. Was er verkündete, ist eingetroffen. Was nun bevorsteht, hat er kundgetan. Er hat die schlafende Gola zu neuem Leben erweckt, und der Existenz Israels einen Sinn gegeben. Er hat seinem Volke den Glauben an sich selbst und den Glauben an die Gegenwart Gottes geschenkt: „Suchet Gott, denn Er ist da. Rufet ihn an, denn Er ist nahe."

In diesen Worten hat der Prophet gestaltet, was er in einem lebenslangen Suchen gefunden. Eine reinere Religion als diese vermochte er nicht zu künden; eine höhere Weisheit als diese hatte er nicht zu geben.

ESRA

Der Gründer des Judentums

I

Am ersten Tage des Monats Nissan im Jahre Dreitausendvierhundertunddreizehn, im siebenten Regierungsjahre des Königs Artaxerxes des Ersten (458), sammelten sich um den Schriftgelehrten Esra siebzehnhundert Männer, Familienoberhäupter, Priester, Sänger, Türwächter, Tempelknechte, mitsamt Frauen und Kindern, und sie brachen auf von Babel nach Jerusalem.

Esra hatte sich seit Jahrzehnten für dieses Unternehmen vorbereitet, dem er sein Leben weihen sollte. Geburt und Erziehung hatten ihm den Weg zum priesterlichen Berufe gewiesen. Er war Sohn des Priesters Seraja, Nachkomme des zaddokitischen Priestergeschlechtes. Einer seiner Vorväter war jener Hohepriester Hilkia, der in der Regierungszeit König Josias das Buch der Lehre, Deuteronomium, im Tempel gefunden: dieses unschätzbare väterliche Erbe folgte der Familie mit in die Gefangenschaft. Im Vaterhause wurde der Hort von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit treulich bewahrt,

den die Familie aus Jerusalem mit sich gebracht. Die Generation, der er selbst angehörte, war die vierte, die in Babylonien geboren und erzogen wurde. Doch das Heim, in dem er aufgewachsen, war ein lebendes Jerusalem, verpflanzt an die Gestade des Euphrat: dort atmete er die gotterfüllte Luft des Heiligen Landes. Er wuchs heran in der religiösen Atmosphäre des Deuteronomiums. Die Grundlage seiner Religion war jene lebensnahe Frömmigkeit, die im fünften Buche Moses Ausdruck gefunden: „Dieses Gebot ... ist nicht im Himmel und nicht jenseits des Meeres. Dies Wort ist dir sehr nahe, und es ist in deinem Munde und in deinem Herzen, es zu tun." Esra wußte um den Kampf Jeremias gegen Propheten, die der Herr nicht geschickt, und gegen Priester mit der Thora in der Hand, die den Herrn nicht kennen. Doch vor allem anderen hatte er mit allen Sinnen die Lehre Hesekiels von der persönlichen Frömmigkeit eingesogen und von dem menschlichen Individuum als dem Träger des Guten. Hesekiel hatte ihn gelehrt den Zusammenhang zwischen prophetischer Herzensreinheit und priesterlichem Kultus. Doch er war Serubabels Gegner, weil dieser den Tempel gebaut hat, ohne die Seelen aufzubauen; weil er den davidischen Königsthron erneuern wollte, währenddem der Geist Israels im Todeskampf lag. Schon im Vaterhause ahnte der junge Esra, wohin der Weg seines Lebens führen sollte: nach einem erneuten Sinai anstatt nach Zion; mit Hesekiel, gegen Serubabel.

Um ihn herum lebten die judäischen Exulanten ihr alltägliches Leben. Das Land war fruchtbar, die Er-

werbsmöglichkeiten waren günstig, der Weg zum Wohlstand war frei für die Tüchtigen. Die Landesflüchtigen lebten in ihren Kolonien, in abgesonderten Gemeinden. Doch sie lernten bald das Exil als neue Heimat lieben. Die anfänglich unversöhnliche Bitterkeit der Deportierten, die an den Strömen Babels weinten und sich weigerten Gottes Sang auf fremder Erde zu singen, hatte sich mit der ersten Generation verflüchtigt. Ein neues Geschlecht wuchs heran, das nicht viel von Jerusalem wußte. Des Psalmisten heroisches Gelübde: „Wenn ich dein vergesse, Jerusalem, mag meine Rechte vergessen werden", hatte keinen allzu starken Widerhall bei den Satten und Zufriedenen gefunden, die sich geborgen fühlten. Jeruschalajim war nicht vergessen, doch es war mehr romantische Erinnerung als lebendiges Leben. Babel war nicht Mizrajim, die Perserkönige waren keine grausamen Pharaonen. Die Gola hatte die schriftliche Mahnung Jeremias tief in ihren Sinn eingegraben und machte sie zur Richtschnur des neuen Lebens:

„Bauet Häuser und bewohnet sie, pflanzet Gärten und esset ihre Frucht. Nehmet Frauen und gebäret Söhne und Töchter. Nehmet Frauen für eure Söhne und gebet euren Töchtern Männer, daß sie gebären Söhne und Töchter. Vermehret euch und vermindert euch nicht. Fördert das beste der Stadt, wohin ich euch vertrieben, denn deren Wohl ist euer Wohl."

Esra machte sich diesen weitausschauenden Gedanken Jeremias zu eigen. Er fühlte, daß die Diaspora fürderhin

dauernde Lebensform des Judenvolkes sein würde. Er ahnte die Kraft, welche die Unabhängigkeit von staatlichen Bindungen einem Volke mit religiöser Lebensaufgabe schenken kann. Der Staat ist die Lebensform des Einzelmenschen. Geist und Glaube haben kein Vaterland.

Er selbst mochte sich aber in der fremden Welt nicht zurechtfinden. Er baute kein Haus, und es wird nirgends gemeldet, daß er eine Frau genommen und Söhne und Töchter gezeugt. Er fühlte sich persönlich heimatlos in dieser kraftberauschten Welt, mit ihrer Mammonanbetung, ihrem lärmenden Großstadtleben, ihren prachtliebenden Frauen, in dieser brutalen Zivilisation. In ihm lebte der sinaitische Traum von Israel als einem Reiche von Priestern, und er fühlte die Kraft in sich, diesen Traum zu verwirklichen. Vor tausend Jahren ward Israel berufen, ein gottgeweihtes Volk zu sein und sein Leben zu heiligen. Doch aus dem priesterlichen Reiche war ein gebrechlicher Staat geworden, wehrlos mitten unter raubgierigen Großmächten, und das Leben des Volkes sank immer tiefer in Entweihung. Nun war der Staat zerstört, das Volk zerstreut, der neue Tempel verlassen. Waren alle Verheißungen betrügerisch? Hat der Bund des Herrn mit den Vorvätern seine Kraft eingebüßt und Israel für immer seine Rolle ausgespielt? Hier winkte eine Aufgabe, wert, daß man für sie lebe. Die Zeit rief nach einem starken Manne, nach einem neuen Mose. Der unbekannte Exilprophet hatte dieser suchenden Sehnsucht Worte geliehen: „Und sie gedachten der ewigen Zeiten, des Mose und seines Volkes.

Wo ist er, der sie heraufgezogen aus dem Meere, der Hirt seiner Herde, wo ist er, der in sie gegeben seinen heiligen Geist?"

Der junge Esra träumte einen stolzen Traum: Er wollte versuchen der Mose zu werden, nach welchem die Zeit sich sehnte. Die Nachrichten aus Jerusalem ließen seine Träume reifen. Der Rest des judäischen Volkes befand sich in voller Auflösung. Die unwissende Landbevölkerung entbehrte der moralischen Kraft zur Selbstbehauptung. Ammoniter, Moabiter und Philister hatten sich zu Herren des verlassenen Landes aufgeschwungen; hart lastete ihr Arm auf den verlorenen Söhnen Israels, die Fremdlinge geworden waren in der eigenen Heimat. Die Stadtmauer Jerusalems war zerstört: offen stand die heilige Stadt den Einfällen heidnischer Nachbarstämme, während die Seele Israels durch die klaffenden Mauerlöcher zu fliehen schien. Serubabel hat Jerusalem den Tempel wiedergegeben, doch die Flügel der Cherubim rauschten nicht über seinen Mauern. Es wurde ein Tempel ohne Gemeinde, mit beschäftigungslosen Kohaniten und Leviten. Die Lehre war vergessen, die Sprache verunstaltet, das Familienleben verlor seine Weihe, der Stamm seine Reinheit. Israel vermischte immer mehr sein Blut mit dem barbarischer Nachbarstämme. Die Axt war bis an die Wurzel gekommen.

Esras Pläne wurden immer greifbarer. Er fühlte, daß sein Platz in Jerusalem war. Dorthin mußte er sich begeben, um das Zusammengebrochene wieder aufzurichten: nicht den Staat, sondern die Seelen. War nicht in dieser Stunde Judäa das eigentliche Exil, die geistige

Gefangenschaft? Das babylonische Judentum hatte vermocht die Familienreinheit, den Sabbat und manchen anderen traditionellen Wert zu erhalten. Die Gola konnte einen Teil des väterlichen Erbes bewahren, das die Gemeinde Jerusalems verwahrlost hatte. Ein Mann aus der Gefangenschaft rüstete sich, das sterbende Jerusalem zu retten.

2

Die Wiederaufrichtung, die Esra vorschwebte, war religiöser Art. Er hatte seine Tätigkeit ausschließlich auf das Geistige gerichtet. Jahr um Jahr verharrte er in asketischer Einsamkeit, allem entrückt, ganz versunken in den religiösen Urkunden. Er bereitete sich, Thoraschreiber und Thoradeuter in einer Person zu werden. Der fromme Priestersohn lernte mit Gott umzugehen, ohne Kohanim und ohne Brennopfer. Er lernte beten. Er lernte die heiligen Texte deuten, befreit von der Tyrannei des geschriebenen Wortes. „Esra", berichtet der biblische Chronist, „hatte sein Herz bereitet zu deuten die Thora Gottes . . . und zu unterweisen Israel in Gesetz und Recht." Er schickte sich an zu einer umwälzenden Tat: Er wollte den Grund legen zu einer mündlichen Lehre, einer freien, lebendigen, immer wieder umgebauten, neugeborenen Lehre; eine Lehre göttlichen Ursprunges, doch gedeutet von Menschen, für Menschen. Der Talmud hat, in der Idee, schon mit Esra begonnen.

Als er sich reif fühlte, ging er hinaus zum Volke. Ein Kreis Wissensdurstiger sammelte sich um den jungen Lehrer, und sein Wort fand immer mehr Gehör. Sabbat um Sabbat kündete er das Wort der Lehre vor empfangbereiten Schülern: Kein Gesetzeseiferer, sondern ein Lehrer von neuer Art, einer, der sein Volk lehrte, das Leben zu heiligen im Geiste der Schrift.

Sein Ruf befestigte sich immer mehr; bald war er der anerkannte geistige Führer der Gola. Diejenigen, die mit wachsender Unruhe den Zusammenbruch Judas wahrnahmen, sahen in ihm den Mann der göttlichen Vorsehung, der, ausgerüstet mit Gelehrsamkeit und frommem Sinn, berufen schien, dem gefährdeten Israel Rettung zu bringen.

Die Zeit war reif, die Verwirrung in Juda hatte ihren Höhepunkt erreicht. Der Retter mußte kommen, ungesäumt. Die Blicke aller waren auf den königlichen Palast in Susa gerichtet, denn dorthin hatte sich Esra begeben, um Vollmachten für seine Expedition nach Jerusalem zu erwirken. Wird Artaxerxes ebenso hochherzig sein wie sein Großvater Cyrus? Wird es Esra gelingen, das Vertrauen des launischen Herrschers zu gewinnen? Sein demütiges Wesen, seine Gelehrsamkeit und mehr als alles seine echte Gottesfurcht faszinierten den frommen Großkönig. Religiöse Duldsamkeit gehörte zu den traditionellen Methoden persischer Politik. Seit Cyrus hatten es die Großkönige verstanden, sich mit den Göttern besiegter Völker auf guten Fuß zu stellen. Dazu kam, daß die persische Weltherrschaft in jenem Zeit-

punkte sich vor ernste Gefahren gestellt sah. Immer schwerer wurde es, sowohl Hellas als Ägypten das Gleichgewicht zu halten. Ein Palästina, das zum Großkönig in Dankbarkeitsschuld stehen würde, war trotz der Kleinheit des Landes eine Stütze, mit der zu rechnen wäre. Artaxerxes sah mit Schrecken die warnenden Zeichen, die eine unsichtbare Hand von neuem an der Wand des persischen Thronsaales niederschrieb. Er hatte allen Anlaß, den Zorn des allmächtigen Gottes des Himmels und der Erde zu fürchten, dessen Größe Esra ihm so überzeugend geschildert.

Es gelang Esra, die mannigfachen Schwierigkeiten zu überwinden. Nach langwierigen Unterhandlungen stand er am Ziele. Artaxerxes setzte seinen Siegel auf das Aktenstück, dessen Text Esra ihm im Auftrage der Gola vorgelegt hatte. Dieses Dekret des Großkönigs war ein Dokument von weltgeschichtlicher Tragweite: der erste Schritt zur Trennung von Religion und Staat. Esra berichtet darüber in seinem Tagebuch mit schwungvollen und dankbaren Worten:

„Gelobt sei der Herr, der Gott unserer Väter, daß er solches eingegeben in des Königs Herz, zu verherrlichen den Tempel des Herrn in Jerusalem, und daß er mich ließ Gnade finden vor dem König und seinen Ratgebern."

Esra verläßt Susa, ausgerüstet mit dem in aramäischer Sprache abgefaßten großköniglichen Ferman, N i š t a v a n, einer Urkunde, deren Wirkungen bis auf unsere Zeit reichen. Mit diesem Ništavan sanktioniert der König die Religion des Judentums als bindendes königliches

Gesetz für die Juden Palästinas. Das autonome Judentum war gegründet.

„Artaxerxes, König der Könige, an den Priester Esra, den Schriftgelehrten im Gesetze des Gottes des Himmels.

Von mir ist Befehl gegeben, daß ein jeder in meinem Reiche vom Volke Israel, von dessen Priestern und Leviten, der gewillt ist sich zu begeben nach Jerusalem, sich dorthin begeben mag, zusammen mit dir. Du bist vom König und seinen sieben Ratgebern bestimmt zum kontrollierenden Sendboten (Schaliach le-vakarah) über Juda und Jerusalem, mit dem Gesetze deines Gottes, das du hast in deiner Hand. Ebenso sollst du überbringen das Silber und das Gold, das der König und seine Ratgeber freiwillig gegeben dem Gotte Israels, dessen Wohnung in Jerusalem ist, so auch all das Silber und Gold, das du erhalten in der ganzen Landschaft Babel als freiwillige Gaben, die Volk und Priester geben für das Gotteshaus in Jerusalem ... Was dir darüber hinaus fehlt, den Bedarf deines Gotteshauses zu bestreiten, soll aus der Schatzkammer des Königs ausgezahlt werden ... Alles was der Gott des Himmels befiehlt, soll genau getan werden für das Haus des Gottes des Himmels, denn warum sollte Zorn kommen über das Reich des Königs und seine Söhne ...

Und du, Esra, sollst in Übereinstimmung mit deines Gottes Lehre, die du in deiner Hand hast, einsetzen Richter und Rechtsbeamte, welche richten sollen das

ganze Volk in Abarnahara (jenseits des Stromes), alle, die die Gesetze deines Gottes kennen; und denen, die sie nicht kennen, sollt ihr sie kundmachen. Und jedermann, der nicht das Gesetz deines Gottes und das Gesetz des Königs befolgen wird, der soll streng bestraft werden, sei es mit dem Tode, mit Ausweisung, mit Verlust seiner Habe oder mit Haft.“

3

Am Kanale Ahava sammelt sich die Karawane aus Babel und schlägt ihr Lager auf, drei Tage hindurch. Esra hält Musterung an Priestern und Volk. Er bestimmt einen Fasttag, auf daß die Karawane in Demut „erflehe von unserem Herrn eine glückliche Fahrt, für uns und unsere Kinder und alles, was uns gehört". War es doch eine gefahrvolle Wanderung, die ihnen bevorstand: die Karawane hatte sich auf den Weg durch die Wüste begeben ohne jeglichen Schutz. „Denn ich schämte mich", heißt es in Esras Tagebuch, „vom König zu begehren Kriegsvolk und Reiter, die uns auf dem Wege gegen Feinde beschützen sollten, nachdem wir dem Könige gesagt hatten: Die Hand unseres Gottes ruht schützend über allen, die Ihn suchen, doch seine Macht und sein Zorn sind gegen die, die ihn verlassen."

Gegen Abend, da alles Volk sich zur Ruhe begeben, versammelte Esra in seinem Zelte seine Schüler, die Thoraschreiber Seraja, Dabria, Selemia, Ethan und Asiel, um ihnen bekanntzugeben, was er vorhabe. Was er

ihnen sagte, wurde zu einer erschütternden Beichte in der Stille der Nacht:

— Seid dessen eingedenk, begann er leise und zögernd, daß wir in das Heilige Land gehen als Geber, nicht als Nehmer. Unsere Hände sind voll von reichen Gaben, die wir vom König und seinen Räten und von der ganzen Gola erhalten haben. Doch reichere Schätze führen wir in unserer Seele. Wir führen kostbare geistige Gaben mit uns, das Thorabuch Moses, das wir von unseren Vorvätern geerbt und das der Herr in seiner unendlichen Gnade uns mit eigener Kraft von neuem hat erwerben lassen. Wir gehen nach Jerusalem als Wegbahner und Neubeginner.

Wir gehen, um das Volk frei zu machen durch den Geist. Unsere zerstörte Gemeinschaft soll wieder aufgebaut werden mit einem Buche. Ich habe keine Waffen mit mir und keine Krieger. Meine Waffen sind das Gottvertrauen, das mich erfüllt, und die Thora, die ich in meiner Hand habe. Ich führe das königliche Dekret mit mir, welches mir dasjenige Maß von äußerem Ansehen gibt, das mir unentbehrlich ist.

Doch nun hört, was ich euch zu sagen habe. Ich bin von einem neuen Gedanken erfüllt, den ich verwirklichen will. Um dieses Gedankens willen ziehen wir hinauf zur Heiligen Stadt.

Das Reich Juda liegt in Trümmern, und es wird sich kaum mehr aus dem Staube erheben. Doch das Volk Juda lebt, und es darf nicht untergehen. Wir werden weiterleben als eine geistige Nation von besonderer

Art, zerstreut über viele Länder, doch gesammelt in einer Thora. Der eigene Staat ist nicht mehr unsere Lebensform, der Tempel in Jerusalem nicht mehr Israels Mittelpunkt, der Priester nicht mehr des Volkes Führer; die Propheten sind nicht mehr, ihr Mund ist verstummt. Ich selbst habe mich abgewandt vom Priesterdienste; dieser verwandelte die Religion zu einem leeren Schaugepränge und entfernte die Menschen vom Göttlichen. Zum Propheten bin ich nicht berufen: mir fehlt des Propheten verzehrende Glut, sein wirklichkeitsverachtendes Alles oder Nichts. Ich bin der Geringste unter euren Schülern, ihr Israels Propheten. Meine Seele nährte sich von euren Säften, ich bin Staub unter euren Füßen. Wohl uns, daß ihr einst in unserer Mitte geweilt, daß wir euer währendes Wort vernehmen durften, das nie von unserem Munde und von unserem Herzen weichen wird. Doch ich kann nicht eure Wege gehen. Ich kann nicht tatenlos den Blick auf das Ende der Tage richten, ohne daß ich mit eigener Hand das Leben aufbaue hier und heute. Ich kann nicht stillsitzen und warten, bis uns ein neuer Himmel und eine neue Erde gegeben werden. Mein Meister Hesekiel hat mich gelehrt den neuen Menschen zu formen, den Menschen mit dem Herzen von Fleisch. Wir können nicht unsere Lehre verlöschen lassen in der Erwartung des neuen Bundes von Jeremia, da wir nicht mehr Unterweisung in der Lehre Gottes brauchen werden. Wir müssen einander unterweisen. Wir müssen zu den Blinden und Verstockten und Unwissenden gehen und zu ihnen sprechen: Lernt kennen den Herrn.

Israel steht am Rande des Abgrundes. Gottes ewige Wahrheiten werden vergessen. Das Wort vom Sinai ist im Begriff spurlos zu vergehen. Wir stehen vor einem letzten entscheidenden Kampfe. Wir dürfen uns nicht an ewigkeitsumschlingenden Träumen berauschen: wir müssen auf irdischem Grunde das reine Leben aufbauen, und wir müssen mit dem Menschen anfangen. Er ist der Grundstein des Daseins. Ich will den neuen Menschen schaffen, den neuen Juden. Ich werde ihn in der Lehre Gottes unterweisen, und ich werde ihn erziehen, nach ihr zu leben. Ich werde seinen Tag mit Symbolen und Traditionen umspannen und Weihe über ihn breiten. Ich werde den neuen Menschen mit geheiligten Lebensformen fesseln, daß er nicht wieder der Verwilderung anheimfalle. Ich werde ihn in eine feste geistige Gemeinschaft einfügen: Die Gemeinde tritt an Stelle des Staates. Ich schaffe die jüdische Gemeinde, als den beweglichen Staat des jüdischen Volkes; diese ist nicht an die Scholle gebunden und nicht auf Kriegsglück angewiesen. Sie ist stärker als der Staat und widerstandsfähiger als dieser, denn sie ist beweglich. Doch der Mittelpunkt des Daseins ist das Individuum. Der Weg zu neuen Himmeln und zur neuen Erde führt über den neuen Menschen.

4

Am folgenden Tage übergab Esra den dazu ausersehenen zwölf Priestern alles Silber und Gold, genau nach Gewicht, samt den dazugehörigen Gefäßen, auf daß sie alles den zuständigen Priestern im Hause des Herrn in Jerusalem aushändigen sollten.

Am gleichen Abend versammelten sich die Schüler abermals im Zelte des Führers, um seine Botschaft zu vernehmen.

— Was soll aus dem sinaitischen Bunde werden? rief Esra. Wer wird das Licht Gottes zu den Völkern der Erde tragen? Wir wissen im voraus, wie es um die Heilige Stadt bestellt ist. Wir werden ein verwüstetes Land ohne König antreffen, eine entblößte Hauptstadt ohne Mauern, ein zerstreutes Volk ohne Mittelpunkt. Wurzellose Menschen, die des Lebens ewige Werte wechseln, wie man Kleider wechselt. Sie tauschen Götter und Frauen und Sprachen und Sitten. Wir werden Männer sehen, die ohne mit der Wimper zu zucken ihre Frauen verlassen, um heidnische Proselytinnen zu ehelichen. Diese Heidenehen sind der Höhepunkt des Unglücks; nicht für den Glauben, sondern für den Stamm. Denn es sind Ehen mit sittlich Minderwertigen. Söhne des Stammes,

der berufen ward ein Licht für die Völker zu sein, mischen Blut mit Hettitern, Samaritern, Moabitern, mit rauhen, gewalttätigen, lasterhaften Heidenstämmen, die das Blut unseres Stammes verderben und unsere moralische Gesundheit untergraben. Israels heiliger Same ist entweiht und verunreinigt worden. Keine Gefahr ist größer als diese. Uns wurde am Sinai zugerufen: Heilig sollt ihr sein! Das Priesterreich Israel ist auf seiner Eigenart gegründet: seiner Mäßigkeit, seiner Nüchternheit, seiner sittlichen Strenge, seiner Keuschheit, seiner Familienreinheit, und nicht zuletzt — seiner Geistigkeit. Unsere wahre Religion steht nicht auf Steintafeln, nicht in Schriftrollen; unsere Religion ist in unserem Blute, in unserem sittlichen Eifer, in unserem Drange zum Höchsten! Ich muß Israels Blut reinigen. Ich weiß, daß diese Fremdlinge unsere Lehre annehmen. Diese Ehen sind nicht gesetzwidrig, doch die Gesundheit des Stammes verträgt sie nicht. Wir müssen die Reinheit unseres Stammes verteidigen.

Ihr fragt mich: Kann ein Volk leben ohne König und ohne Land? Ich antworte euch: Israel kann es, Israel muß es. Vielleicht wird es erst kommenden Geschlechtern aufgehen, daß die Diaspora Israels Bestimmung ist, Israels Lebensform, ein Teil seiner Aufgabe, ein Teil seiner Kraft. Ist diese Lebensform unnatürlich? Vielleicht für andere, nicht für uns.

Ich bin nicht Serubabels Nachfolger, und ich werde sein mißglücktes Werk nicht fortsetzen. Ich bin nicht der Nachfolger Haggais und Sacharjas, die sich um Könige stritten; ich habe kein Interesse am Königsthron.

Ich will den Thron Gottes wieder aufrichten, nicht den eines irdischen Königs. Ich will das Volk retten, nicht das Land. Das Land ist Mittel, nicht Selbstzweck. Das zerstreute Judentum braucht einen Mittelpunkt, einen irdischen Mittelpunkt, für seinen Geist, für seinen Glauben und für seine eigene Art. Je mehr wir uns ausbreiten, desto mehr brauchen wir zum Leben einen geschützten Platz, der unser ist, ein kleines Pünktchen auf dem weiten Erdenrunde, das uns zugewandt ist, das uns zusammenhält und uns aufrechthält. Israels Baum wird wachsen und Früchte tragen und seine Zweige strecken weit und breit, wenn er fest verwurzelt ist in seinem geheiligten Erdreich. Ich will Jerusalem wieder aufrichten! Nicht als königliche Hauptstadt, sondern als das Herz des Judenvolkes. Ich will wagen, was keiner vorher gewagt: aus den Trümmern Judas will ich eine geistige Macht schaffen, die trotzen wird dem Wechsel der Zeiten. Ich will aufbauen ein Volk ohne Staat, ohne Heer, ohne Königsmacht: das Judentum. Neu und eigenartig und sagenhaft ist dieser Bau, den ich in meinem Innern trage. Fest wird er gegründet werden auf drei Säulen, die nichts umwerfen kann: die Reinheit des Stammes, die Thora, die Synagoge!

Nachdem die Musterung beendet war, brach man von Ahava auf am zwölften Tage des ersten Monats. Nach viermonatiger gefahrenreicher Wanderung kam Esra mit seiner Karawane am Anfange des Monats Ab nach Jerusalem. Das königliche Dekret wurde den Statthaltern im Lande zugestellt, und diese gaben Esra ihre volle Unterstützung.

5

Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten hält Esra ein Strafgericht über die judäisch-heidnischen Mischehen. Er hat sich frühmorgens zum Tempelhof begeben, wo er Schüler und Freunde zu treffen pflegt und wo an diesem Tage in Erwartung bedeutsamer Ereignisse sich viel Volk versammelt hat.

Esra sitzt still auf seinem gewöhnlichen Platze. Einige von den Ältesten treten vor ihn hin mit einer vernichtenden Selbstanklage:

„Nicht ist das Volk in Israel und die Kohaniten und Leviten abgeschieden von den heidnischen Völkern ... Denn sie haben ihre Töchter zu Frauen genommen, für sich und ihre Söhne. Der heilige Same hat sich vermischt mit heidnischen Völkern. Die Fürsten und die Vorsteher waren die ersten, diesen Verrat zu begehen.“

Esra hört mit wachsender Ergriffenheit zu. Er hatte ja Kenntnis von dem, was die Fürsten berichteten. Doch erst in dieser Stunde offenbart sich ihm der Zusammenbruch Judas in seinem ganzen Umfange. Groß ist seine Verzweiflung, und er kann sie nicht verbergen. Er zer-

reißt Kleid und Obergewand, rauft sich die Haare von Kopf und Bart und sitzt, ohne ein Wort zu sagen, in tiefer Zerknirschung, den ganzen Tag hindurch. Die Menge ringsherum wächst und wächst, je mehr der Tag sich zu Ende neigt. Da die Zeit des Abendopfers gekommen, steht er auf von seinem Fasten und öffnet den Mund, um zu sprechen. Doch er spricht nicht zum Volke. Mit seinem zerrissenen Kleid und Obergewand sinkt er nieder auf die Knie, streckt seine Hände zum Herrn und betet:

„Mein Gott, ich schäme mich und erröte, mein Angesicht zu dir, mein Gott, zu erheben, denn unsere Missetaten sind uns über den Kopf gewachsen und unsere Schuld ist bis in den Himmel gestiegen ... Um unserer Sünden willen sind wir, mitsamt unseren Königen und Priestern, in die Hand heidnischer Könige gegeben worden, in das Schwert, in die Gefangenschaft, in Raub und in Schmach, wie dies diesen Tag geschieht ...

Doch in unserer Knechtschaft hat uns der Herr nicht verlassen und hat uns Gnade finden lassen vor den Königen von Persien, daß sie uns ein Leben gewähren und einen geschützten Platz in Juda und Jerusalem geben. Doch nun, was sollen wir sagen, o unser Gott, nach all diesem! ... Sollen wir fortfahren deine Gebote zu brechen, indem wir uns verschwägern mit diesen unreinen Völkern? Dann wirst du uns zürnen bis zur Vernichtung, ohne Überbleibsel und ohne Rettung. Ewiger, Gott Israels, du bist gerecht ... Siehe, wir liegen vor dir mit unserer Schuld.“

Das war nicht ein Gebet: es war ein Strafgericht. Die Menge warf sich auf die Knie und weinte. Die Stunde des Sündenbekenntnisses war hereingebrochen.

Eines der Oberhäupter, Schekanja ben Jechiel, erhob sich und sprach:

„Laßt uns nun einen Bund schließen mit unserem Gott, indem wir uns verpflichten, unsere heidnischen Frauen mitsamt ihren Kindern wegzuschicken, nach dem Gesetze. Auf, Esra, denn dir obliegt diese Tat. Wir werden mit dir sein!"

— Mein Herz blutet, Schekanja, antwortet Esra leise, da ich dieses unglückliche Volk vor mir sehe. Mein Mund weigert sich, ein Todesurteil zu sprechen über diese zahllosen Familien, über diese Frauen, die Witwen werden sollen, über diese armen unschuldigen Kinder, die wir zu Waisen machen sollen. Kannst du es fassen, Schekanja, welch eine grausige Tat uns bevorsteht, da wir unsere Hände ausstrecken, um in lebendiges Leben vernichtend einzugreifen?

— Keine Schwäche in solcher Stunde, ruft Schekanja. Sei tapfer, Esra, tue deine Pflicht!

Lange sitzt Esra schweigend und ringt mit sich selbst. Doch die erregte Menge wartet auf das entscheidende Wort. Immer deutlicher wird die allgemeine Unruhe. Jeder Augenblick ist kostbar, alles steht auf dem Spiele.

Da erhebt sich Esra zögernd und sagt halblaut, als spräche er zu sich selbst:

— Es gibt Zeiten, da Mitleid Sünde ist. Wenn es gilt, ein Volk vor sicherem Untergange zu retten, dann tritt der einzelne und sein Recht zurück: alle und alles ge-

hören dann dem Volksganzen. Dann wird unser Auge blind vor der Not unserer Nächsten und unser Ohr taub vor den Hilferufen der Bedrückten, und unser ganzes Innere ist bloß von einem erfüllt: das Volk zu retten, koste es, was es wolle. Was du hier vorgeschlagen, Schekanja, ist hart, erschütternd hart; doch es ist notwendig, es ist unvermeidlich. Unser Volk ist in höchster Lebensgefahr und es ist unsere bittere Pflicht, es zu retten, ehe es zu spät ist. Wenn ein Feind ein Land mit seinem Schwerte bedroht, reißen wir da nicht Männer von ihren Frauen, Väter von ihren Kindern weg und treiben sie hinaus aufs Schlachtfeld, von wo so viele niemals wiederkommen? Wir haben den Feind in unserer Mitte, sein vernichtendes Schwert rast in unserem Blute. Wir stehen in dieser Stunde vor der schweren Notwendigkeit, unseren Stamm zu retten. Was wir jetzt tun wollen, ist unerhört grausam. Doch ein Volk hat das Recht, von seinen Söhnen Opfer zu fordern in der Stunde der Gefahr. Wir fordern nicht das Allerschwerste! Lasset uns dem Herrn danken, daß wir nicht gezwungen sind, unsere blühende Jugend in den Tod hinaus zu schicken!

Nach diesen Worten erhob sich Esra von seinem Platz vor dem Tempel des Herrn und begab sich hinein in Jochanans Tempelkammer. Doch schwer lastete Sorge auf ihm, und er konnte nicht essen noch trinken.

Am dritten Tage nach dieser Begebenheit wurde dem ganzen Volke von Benjamin und Juda kundgetan, daß die Ehen mit heidnischen Frauen als aufgelöst erklärt werden.

Seit jenem Schicksalstage war Esra wie verwandelt, und er konnte seine Ruhe nicht wiederfinden. Kummer verdüsterte seinen Sinn. Immer einsamer wurde es um ihn, dumpfer Groll schlug ihm entgegen, er fühlte sich verlassen. Das Band zwischen ihm und dem Volke Judas war wie zerschnitten. Er zeigte sich nicht mehr auf dem Tempelplatze. Vierzehn Jahre lang lebte er dahin im selbstgewählten Gefängnis, suchend und wartend, abgeschieden von allen.

6

Als Esra am ersten Tage des Monats Tischri (Oktober) im Jahre 444, sich zum Platz vor dem Wassertor begab, fühlte er mit allen Sinnen, daß nun seine Stunde gekommen war. Nach vierzehn Jahren untätigen Wartens war die Frucht gereift, die er am Beginn seiner Wirksamkeit in Jerusalem gesäet. Hoch wölbt sich der durchsichtige Himmel über den festlich strahlenden Gassen Jerusalems, die in der frühen Morgenstunde von Volk wimmeln. Von Vorstädten und umliegenden Ortschaften, von Berg und Tal hat sich alles Volk versammelt zu der feierlichen Zusammenkunft, die der neuernannte Statthalter Nehemia angesagt: Männer, Frauen und Kinder, mitsamt ihren Kamelen und lasttragenden Mauleseln. Menschen verschiedener Klassen drängen sich auf den steinigen Wegen: laut rufende Eseltreiber, singende Jugend, Tempeldiener, Sänger, Leviten und würdig einherschreitende Priester.

Ergriffen von der Weihe des Tages geht Esra mit seinen Begleitern durch die unruhigen Gassen, jeder mit seiner Schriftrolle unter dem Mantel.

Eine Empfindung ist es, die ihn bewegt. Dies ist dein Tag, Esra. Nur für diesen Tag allein bist du zur Welt gekommen. Nur diesem Tage bist du entgegengegangen während deiner ganzen Erdenwanderung, angefangen von der kleinen Judenkolonie am Flusse in Babel bis zu diesem menschenreichen Platz vor dem Wassertor in Jerusalem.

Seine Vergangenheit steht vor ihm. Alles, was er durchlebt und durchlitten, Erfolge und Enttäuschungen, verdichten sich zu etwas Gleichzeitigem und Gegenwärtigem: das Elternhaus in Babylonien, die schlaflosen Nächte, da er mit dem Geheimnis der Lehre gerungen, die gnadenreichen Jahre, da es ihm vergönnt ward, aus uralten Schriftfragmenten die fünf Bücher Moses, die Thora, aufzubauen. Als ganz junger Mensch versucht er sich als Schriftgelehrter, Sopher, Schreiber und Lehrer zugleich, Träger einer neuen Art Frömmigkeit. Nicht Priester, nicht Prophet, sondern Baumeister eines neuen Israel: nicht eines Volkes zwischen den Völkern, vielmehr einer neuartigen geistigen Einheit, die einen Platz für sich in der Familie der Völker einnimmt. Den Königsstaat hat Israel von draußen geborgt, doch dieser war nicht sein Ausgangspunkt und wird nicht sein Endpunkt sein. Es war nicht die glücklichste Stunde in Israels geschichtlichem Sein, da die Oberhäupter vor Samuel traten und sprachen: „Gib uns einen König, wir wollen sein gleich allen Völkern.“ War nicht Mose vor David? War nicht Sinai vor dem Zionsberge? Er wollte sein Volk zum Ursprung zurückführen. Er wollte seinem Volke die unverletzliche Thora geben

anstatt des verletzlichen Jerusalem, die bewegliche Synagoge anstatt des erdgebundenen Tempels, eine feste, zusammenhaltende Lebensordnung jenseits prophetischer Ewigkeitsverkündungen.

Er wuchs mit seinem Traume von einem lebenden Judentum, das auf das sterbende Israel folgen sollte. Der Kreis um ihn weitete sich immer mehr. Er sieht jetzt mit seinem inneren Blick jene Schar geliebter Schüler und Helfer, der sich um ihn gesammelt. Er erlebt von neuem jene entscheidenden Begebenheiten vor vierzehn Jahren, da Sieg und Niederlage unvermittelt einander folgten: die erfolgreiche Verbindung mit dem Großkönig, das königliche Dekret, die glückliche Expedition nach Jerusalem. Es begann so strahlend schön, so verheißungsvoll! Doch ein einziger, unglückseliger Schritt machte alles zunichte.

Esra ist auf dem Wege zum Ziele seines Lebens! Gott hat ihm in der Person Nehemias den lange erwarteten Retter geschickt. Dieser ungelehrte Mundschenk, mit seiner naiven Frömmigkeit und kindischen Selbstgefälligkeit, hat mit seinem kraftvollen Soldatenarm innerhalb zweiundfünfzig Tagen das rettende Werk vollbracht, das Generationen vergebens herbeigesehnt hatten: er hat die Stadtmauer Jerusalems wiedererrichtet. Nun ist die Heilige Stadt wieder ein schützendes Heim für ein Volk, das für sich allein sein will; die Zerstreuten sind wieder versammelt, neuer Lebenswille ist erwacht. Sein Traum wird Wirklichkeit. Nun wartet die Menge auf dem Platze vor dem Wassertore, am Fuße des heiligen

Berges, sie wartet auf ihn, auf das Neue, das aus seinem Munde kommen soll. Er will das Judenvolk frei machen von Erdgebundenheit und Erdenmacht. Die Theokratie ist verschwunden, es kommt die Thorakratie. Israel ist tot, das Judentum wird geboren. Gleich dem Menschensohn, den Hesekiel geschaut, ist Esra ausgezogen, um Geist zu blasen in die verdorrten Gebeine, die über der Ebene ausgebreitet liegen.

Auf dem weiten Platze vor dem Wassertore hat sich eine unübersehbare Volksmenge versammelt. Aller Blicke sind auf den hohen Holzturm gerichtet, „angefertigt für diesen Zweck", der mit altehrwürdigen Vorhängen umhüllt ist. Erwartungsvolle Stille empfängt Esra, als er den Platz betritt. Langsam bahnt er sich einen Weg durch den ehrfurchtsvoll zurückweichenden Haufen. Doch er besteigt nicht den aufgerichteten Holzturm; er wartet. Die Lehre soll dem Volke nicht aufgezwungen werden, es muß selbst nach dieser rufen. Dies ist seine Art zu führen: er befiehlt nie, er läßt sich befehlen. „Und sie sprachen zu Esra dem Schriftgelehrten, daß er hervorhole das Thorabuch Moses, das der Herr Israel befohlen hatte." Erst dann geht er an sein Werk. Er hat nun einen Auftrag des Volkes, und Nehemia ist gegenwärtig und leiht ihm den Schutz des Großkönigs. Esra besteigt jetzt die hohe Tribüne, die sich gleich einem Leuchtturm über diesem Menschenmeere erhebt. Er ist nicht allein, er ist umgeben von seinen nächsten Mitarbeitern, den Schriftgelehrten. Sie folgen ihm, sieben zur Rechten und sieben zur Linken, und

nehmen Platz zu beiden Seiten des Turmes. Esra faßt die Rolle mit beiden Händen, hebt sie hoch und rollt sie auf vor den Blicken des Volkes. Ähnliches hatte das Volk vorher nicht erlebt: Seit der Offenbarung am Sinai wurden die Gesetzestafeln im Allerheiligsten verborgen; in der Folgezeit verwahrten die Priester Bruchstücke der Lehre im Heiligtum. Nun schwebte zum erstenmal die Thora Moses wie eine göttliche Offenbarung über ihren Häuptern: „Und als er sie aufrollte, erhob sich alles Volk, und Esra lobpries den großen Ewigen, Gott, und alles Volk antwortete Amen, Amen, mit erhobenen Händen. Und sie bückten sich und sie knieten vor dem Herrn mit dem Angesicht zu Boden."

Esra liest aus der Rolle, und seine mächtige Stimme ertönt wie Posaunenschall über den weiten Platz. Er liest Stunde um Stunde, vom Morgen bis spät in den Nachmittag, in ständiger Steigerung, die die Menge wachhält. Rings um den Platz stehen Priester und Schriftdeuter, jeder mit seiner Rolle in der Hand, und gleich lebenden Megafonen wiederholen sie, jeder vor seiner Gruppe, den jeweilig vorgelesenen Abschnitt, übersetzen ihn ins Aramäische und erklären das Gelesene. Es ist ein architektonisch aufgebauter Auszug aus der Schrift, den Esra vorliest. Zuerst die Erinnerungen aus der Urvergangenheit, Szenen aus dem Leben der Patriarchen, die wunderbare Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens, die Offenbarung des Zehnworts am Sinai. Er liest die Heiligkeitsvorschriften, Gesetze über

Rechtspflege, Reinheit der Familie, Sittlichkeit, Gesellschaftsordnung und Gottesdienst. Plötzlich wird die Stimme hart und kalt, der Blick schneidend scharf. Er liest die Strafabschnitte aus Leviticus und Deuteronomium:

„. . . Doch wenn du nicht hörst die Stimme des Herrn, deines Gottes, nicht befolgst seine Gebote und Gesetze, dann werden alle Flüche kommen über dich und dich treffen. Du wirst verflucht sein in der Stadt und verflucht auf dem Felde. Es wird sein der Himmel über deinem Haupte Kupfer und die Erde unter dir Eisen. Der Herr wird dich lassen geschlagen werden von deinen Feinden; auf einem Weg wirst du gegen ihn ausziehen, doch auf sieben Wegen wirst du vor ihm fliehen ... Du wirst tasten mitten am hellen Tage, so wie der Blinde tastet im Finstern, und du wirst unterdrückt und geplündert werden alle Tage, ohne Helfer.

Deine Söhne und deine Töchter werden sich ergeben einem anderen Volke, und deine Augen werden es sehen und verschmachten den ganzen Tag, doch deine Hände werden machtlos sein."

Immer mächtiger stürzen die strafenden Worte über die Menge. Das sind nicht leere Worte, die sie vernehmen, es sind Flüche, die eingetroffen sind, die ihre Väter und sie selbst erreicht haben, und die nun ihre Kinder bedrohen.

„. . . Und dein Leben wird hängen vor dir. Am Morgen wirst du sagen: Ach, daß es wäre Abend! Am Abend wirst du sagen: Ach, daß es wäre Morgen! Um deiner Angst willen, die du haben wirst in deiner Brust, und um deiner Gesichte willen, die du sehen wirst mit deinen Augen . . .

. . . Ich werde eure Städte machen zu Ruinen und verwüsten eure Heiligtümer. Ich werde zerstören das Land . . . und euch werde ich zerstreuen unter die Völker. Und ich werde bringen Verzagtheit in eure Herzen in den Feindesländern, und raschelndes Laub wird euch in die Flucht jagen, und ihr werdet fliehen, so wie man flieht vor dem Schwert und fallen, ohne daß man euch verfolgt.“

Die Verlesung ist zu Ende; es ist totenstill auf dem weiten Platz. Esra rollt die heilige Schrift zusammen und steigt langsam vom Holzturm herunter. Doch nun geschieht das Wunderbare! Das ganze Volk, Männer, Frauen und Kinder, bricht mit einem Male in lautes Schluchzen aus. Die Herzen von Stein haben sich verwandelt in Herzen von Fleisch. Die harte, undurchdringliche Eiskruste barst vor der Glut des göttlichen Schriftwortes, und die schlafende Seele, all das Begrabene, Betäubte, Verdrängte, erwachte zum Leben. Das Tier ist wieder Mensch geworden. Das Wort hat seine Wirkung getan. Nun ist diese widerspenstige Gemeinde wie Wachs in Esras Hand.

Nehemia und die Leviten aber beruhigen das erregte Volk:

„Dieser Tag ist geweiht dem Herrn, eurem Gott, trauert nicht, weinet nicht. Geht nach Hause und esset eure besten Speisen und trinket euren süßesten Wein und sendet Gaben denen, die für sich nichts bereitet haben . . .

Da ging alles Volk, und sie aßen und tranken und sandten milde Gaben, und sie machten ein sehr fröhliches Fest. Denn sie haben die Worte verstanden, die ihnen vorgelesen wurden.“

7

Als Esra den Platz vor dem Wassertor verließ, hatte er das beglückende Gefühl des vollbrachten Lebenswerkes: das Judentum war gegründet. Er hatte an diesem Tage dessen Grundsteine gelegt: die Thora und die Synagoge. Mit der Thora ward dem Volk eine feste Lebensordnung gegeben, mag die Diaspora sich wenden nach welcher Richtung immer. Durch die Thora wird die Religion allumfassender Lebensstil, nicht nur eine der Ausdrucksformen des Daseins. Durch die Thora wird die Religion persönliches Eigentum des einzelnen, ruhend auf eigenem Wissen — nicht bloß Übung und „eingelerntes Menschengebot". Mit der Synagoge erhält das Judentum ein bewegliches Volksheim, das nichts und niemand besiegen kann. Diese wird ein Jerusalem werden, das dem Volke auf allen seinen Wanderungen folgt, ein untrennbarer Teil desselben. Mit der Synagoge ersteht Größeres und Weiteres, als der Tempel gewesen. Die Synagoge wird Bethaus und Lehrhaus in einem sein. Die Vorlesung aus der Thora wird in den Mittelpunkt des Gottesdienstes ge-

stellt, nicht als Andacht, nicht als liturgische Übung, sondern als Unterweisung in der Schrift. An Sabbaten und Festtagen, an Markttagen, da das Landvolk sich in den Städten zu sammeln pflegt, werden Abschnitte aus der Thora öffentlich verlesen und erklärt werden. Einer nach dem anderen werden Betende „aufgerufen" werden zur Thora, sieben an jedem Sabbat, und der Priester wird vor dem Einzelnen lesen, der neben ihm steht vor der geöffneten Rolle. Die Thoravorlesung wird nicht eine kollektive Zeremonie sein, sondern direkte, persönliche Unterweisung. Das Gebot des Deuteronomisten wird verwirklicht werden innerhalb der Mauern der Synagoge: „Du sollst sie einschärfen deinen Kindern und sollst mit ihnen davon sprechen."

Esra hatte mit klarer Absicht die Bestimmung getroffen, daß diese Festversammlung, gegen Tradition und Brauch, auf einem Platz außerhalb des Tempels abgehalten würde. Er hat eine neue Periode eingeleitet, als er an diesem Tage zum erstenmal einen Gottesdienst außerhalb des Tempels veranstaltet, ohne Mitwirkung der Tempelpriester. An Stelle des Tempels trat der Versammlungsplatz (Synagoge), an Stelle des Priesters der Schriftgelehrte. Mit Vorsatz brach er eine uralte Tradition; er zerstörte den Tempel als alleinige Kultusstätte. Auf dem Platze vor dem Wassertor hat Esra die erste Synagoge in der Geschichte errichtet.

Esra hat nichts mehr zu vollbringen. Alles ist aufs beste geordnet. Seine Helfer, die Männer der großen Synagoge, sind wohlvorbereitet, das Werk zu Ende zu führen. Er weiß, daß er ein Erbe hinterläßt, das nicht mehr zerstört

werden kann. Er war kein Mose, aber er hat es vermocht, das Werk Moses vor dem Untergange zu retten. Er war kein Prophet, er war auch kein Priester, aber er war eine zeitgemäße Vereinigung beider. Er errichtete den Gottesdienst auf dem Grunde des persönlichen Erlebnisses, nicht als Werkfrömmigkeit. Er baute die Religion auf Wissen, nicht auf mechanischem Nachbeten. Und er sicherte der Gemeinde für alle Zeiten ungehemmte Bewegungsfreiheit, und machte sie unabhängig von Staat und Politik.

Er hat an diesem Tage einen Baum gepflanzt, der wachsen und Früchte tragen wird. Er selbst bedeutet nichts mehr und hat nichts mehr zu geben. Er ist alt und satt an Tagen. Nunmehr hat er bloß einen Wunsch: Gleich Mose, fern von allen, versöhnt und ohne Totenklage, das müde Haupt zur Ruhe zu legen.

VERZEICHNIS DER BIBELSTELLEN

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

INHALTSVERZEICHNIS

VERZEICHNIS DER BIBELSTELLEN

Die im Buche wörtlich angeführten Bibelstellen sind mit Anführungszeichen versehen. Andere Stellen sind, unwesentlich vom Wortlaut der Schrift abweichend, in den Text eingefügt.

Die Übersetzungen aus dem Hebräischen rühren meist vom Verfasser her.

Die Schrifttexte sind meist verkürzt und zusammengezogen. Manche Texte sind in einer von der Schrift abweichenden Ordnung angeführt, in Übereinstimmung mit meiner Deutung des Zusammenhangs. Ich habe die Schrifttexte nicht geändert; ich suchte auseinandergesprengte Teile in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen.

Im folgenden Verzeichnis werden die Schriftstellen in der Ordnung angegeben, in welcher ich sie im Buche benutzt habe.

I. MOSE

II. AMOS

III. JESAJA

IV. JEREMIA

V. HESEKIEL

VI. DEUTERO-JESAJA

VII. ESRA

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Der Leitung der Ägyptischen Abteilung der staatlichen Museen Berlin sowie der Kunstsammlung der Berliner jüdischen Gemeinde sei für die liebenswürdige Unterstützung bei der Beschaffung der Illustrationen Dank ausgesprochen.

INHALTSVERZEICHNIS

10/31/61

BS 1505 .E26	1333490 Ehrenpreis Propheten und Gottes- männer.

BS1505
.E26

1333490